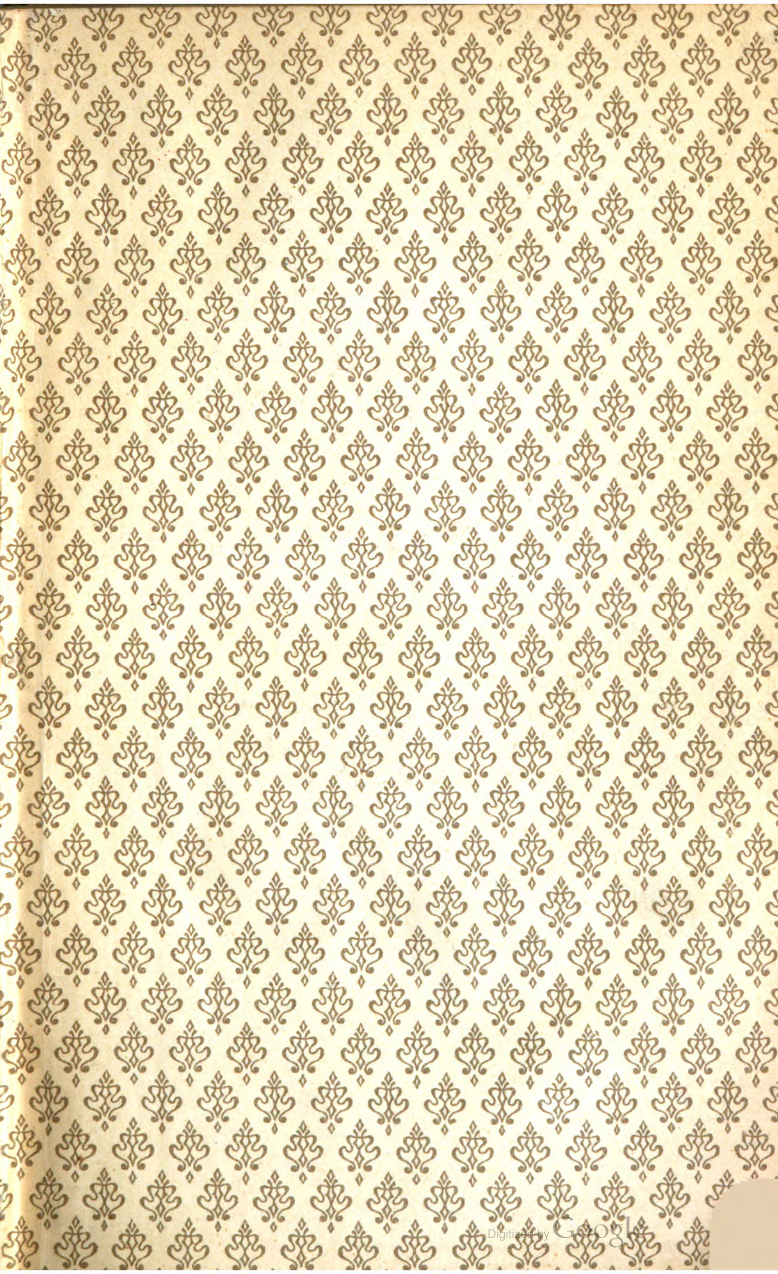




Zur neuesten Literatur.

Von

Ludolf Wienbarg,

Verfasser der „ästhetischen Feldzüge."

Zweite Auflage.

Hamburg,
Verlag von Hoffmann und Campe.
1838.

Vorrede.

Ich nehme keinen Anstand, mein zer=streutes und unterbrochenes kritisches Wirken unter die Réverbère des Buchhandels zu bringen. Ich habe diese Aufsätze mit Lust und Liebe verfertigt und sie bezeichnen mir einen Abschnitt meines Lebens, der viel=leicht mit meiner Abreise von Hamburg zu Ende geht. Andere Position, andere Art, Krieg zu führen. Welche Positionen ich aber noch in Zukunft okkupiren werde, ich

werde stets das große Entwicklungsgesetz der Zeit vor Augen haben, das mir in den ästhetischen Feldzügen vorschwebte. Dessen mögen auch diese Blätter Zeugniß geben.

Hamburg, im Juni 1835.

Ludolf Wienbarg.

Inhalt.

Goethe und die Welt-Literatur.

Wir machen ein Gesetz an die junge Production und an die junge Kritik unserer Zeit, das Moses und die Propheten — Lessing, Herder, Goethe und Schiller in sich befaßt, das nämlich, sich auf den Standpunct der heutigen Welt-Literatur aufzuschwingen.

Das Wort ist ein Wort Goethe's und zugleich ein prophetischer Blick Goethe's, der mit halbgebrochnem, strahlenlosem und doch so weitsichtigem Auge in die entstehende große Literatur-Bewegung der Völker hineinsah. Es ist wahr, der Alte machte in seinen alten Tagen

viele steiffrisirte Wörter, viele spröde, brocklichte Zusammensetzungen — dem Alter gehen nicht nur die Haarwurzeln aus, sondern auch die lebendigen Wortwurzeln. Aber als er jenes Wort verkündete, taufte er ein Riesenkind auf den einzig ihm gebührenden Namen. Idee und Wort hat er uns gleichsam zum Vermächtniß hinterlassen. Wäre das Wort für Naturphilosophie noch nicht erfunden, so müßte man es herbeischaffen; ebenso das Wort der Welt-Literatur.

Der Alte — wir lieben ihn so zu nennen, wie das Volk Friedrich den Großen den alten Fritz — stand auf einer hohen Warte, und sah halb behaglichen, halb besorglichen Blickes die Keime, die er in Zeit und Literatur ausgeschüttet, bei den Nachbarvölkern aufgehen. Er las Manzoni, Byron, Victor Hugo, englische und französische Journale, schüttelte manchmal das entlockte Haupt als Minister, wenn er den Byron so verwegen revolutionaire Grundsätze bekennen hörte, glühte aber noch öfter, wenn ihn der Hauch eines seiner eigenen Jugend so ver-

wandten Genius berührte und um des Alters Ohnmacht täuschte. Er erlebte die Anerkennung des Auslandes, und vielleicht lag gerade in dieser schmeichelhaften Thatsache ein Grund mehr für ihn, sich in gutes, wenn auch einseitig artistisches Verständniß mit der jungen Literatur des Auslandes zu setzen, ein Verständniß, das Ludwig Tieck so sehr vermissen läßt. Frohe Hoffnungen vom Wechselverkehr der Literaturen, ihrem günstigen Einfluß auf einander und endlicher Verschmelzung zu einer großen Welt-Literatur erfüllten seine Brust, und er hatte keine Ahnung von dem schauerlichen Nachteulengekrächze, das Tieck über seinem Grabe erhoben hat.

Goethe war der geborenste Protector der jungen Welt-Literatur, wie Tieck ihr gemachtester Widersacher. Das wollen wir beweisen.

Man mag sagen, Goethe hat die moderne Poesie entadelt, weil er ihr den Gehalt der Begeisterung entzog, sie zu ministeriell, zu vornehm, zu behaglich behandelte und das Götterroß vor den Wagen der gemeinen Alltäglichkeit,

ja vor den Leichenwagen der gesellschaftlichen Entartung spannte — dieses sind nicht allein neueste Vorwürfe der Bewegungsmänner wie Menzel's und Börne's, sondern bereits alte Vorwürfe der Romantiker, durch Novalis-Hardenberg gegen ihn ausgesprochen. Das Wahre davon ist, daß er nur zu treu seiner Neigung und seinem Grundsatze Folge leistete, wonach ihm die Muse nur als Begleiterin, nicht als Leiterin des Lebens erschien.

Man muß bedauern, und wohl Niemand hat dieses schmerzlicher empfunden, als er selbst, daß die höchste Potenz des Lebens, das nationale Leben, zur Zeit seiner Jugend- und Mannesjahre völlig erloschen war in deutschen Landen; man muß bedauern, daß das gesellschaftliche ästhetisch-sittliche Leben seiner Zeitgenossen unwürdig war seines großen dichterischen Genius; man kann sogar in diesem Betracht die Poesielosigkeit eines Wilhelm Meister, der Wahlverwandtschaften u. s. w. eben so thatsächlich nennen, als die Poesielosigkeit jener socialen

Zustände, denen diese Dichtungen entkeimten — aber den Grundsatz muß man stehen lassen und seine Neigung darf man nicht schelten. Dieser Grundsatz ist der Stern in der Nacht der Poesie, Goethe's Werke sind Magnetnadeln, die nach diesem Polarstern hindeuten. Poesie und Leben sind Inseparabeln, das Weibchen härmt sich todt, wenn das Männchen von ihm getrennt. Wer die Poesie vom Leben trennt, trennt das Leben von der Poesie. Diesen Goethe'schen Grundsatz nennen wir das große Goethe'sche Saamenkorn, ausgestreut in die Literaturen des neunzehnten Jahrhunderts, so lange kritisch-polemisch wuchernd, in liebender Sehnsucht keimend, in zürnender Ungeduld drängend, bis es herausschlägt an den hellen Tag und die Welt mit ungeahnter Schönheit überrascht.

Eben in Folge dieses Grundsatzes bemerken wir heutigen Tages eine allgemeine Suspension der Poesie. Die Zustände, die zu Goethe's Zeit noch eben vorhielten, sind gänzlich verbraucht, so daß man nur die nackten Nothnagel

und Eisenklammer der Pietät und der Gewohnheit zu sehen bekommt. Die Verwitterung ist allgemein und die einsamen Sträuchlein und Blümlein, die hie und da aus dem Schutt herauswachsen, sind Elegieen auf den Verfall der mittelaltrigen Größe und verbreiten die schwermüthigen Gerüche der Kerzen, die am Sarge einer Leiche flackern. Das junge Leben ist gehemmt, und muß einen großen Theil seiner Kräfte im offensiven und defensiven Kampf gegen die Zähigkeiten und Widerstände des alten verbrauchen. Daraus resultirt die kritisch-negative Richtung unserer Zeit, die noch immer einen überwiegenden Moment der Literatur bildet und die früheren Gestaltungen anathemisirt, ohne mehr als ihr dürftiges religiöses Creditiv vorzeigen zu können. Die Poesie, die nur das Gestaltete liebt und aus diesem Gehalt und Stoff zu höheren Gestaltungen entlehnt, ist gränzenlos unglücklich, und im Begriff, an sich selber zu verzweifeln. Zwangsweise ist sie vermählt worden mit einem abgelebten Greise,

dessen Bett sie entsprang, um den jungen Gegenstand ihrer Sehnsucht aufzusuchen. Wo findet sie ihn? Sie weiß es nicht. Mit verwildertem Haar und aufgelöstem Gewande irrt sie umher, wie Sulamith im hohen Liede. Sie fragt die Hirten auf dem Felde und das gemeine Volk nach ihrem Freunde, nach dem Geliebten ihrer Seele. Und die Wächter der königlichen Weingärten schlagen sie, und wissen nicht, daß sie ihre künftige Königin schlagen. Und bei Nacht sitzt sie auf in ihrem Kämmerlein und lauscht nach dem Fußtritte und der Stimme ihres Geliebten. Und im Traum lächelt sie und glaubt ihn zu küssen, und wenn sie erwacht und die Augen aufschlägt, zerrauft sie sich das Haar und ist allein. Ach, sie ist viel unglücklicher als die Sulamith des hohen Liedes. Sie hat ihn nie gesehen, den ihre Seele liebt, und kann doch nicht von ihm lassen.

In ihrer Verzweiflung ist Ludwig Tieck ihr genaht, ironisch lächelnd, mit flitzbogigem Rücken, einen vergifteten Pfeil in den Augen, hinter sich

den gestiefelten Kater, den bekannten ältern Bruder von Hoffmanns Kater Murr. Du bist toll geworden, kreischte er ihr ins Ohr. Du vergiftest dein adliches Blut durch eine gemeine Leidenschaft, du läufst einem wilden wüsten Gesellen nach, der sich gar nicht um dich kümmert. Du liebst; das ist abgeschmackt. Die Poesie ist da, um sich lieben zu lassen, sie selber liebt Niemand außer sich selbst. Sie bedarf Niemandes und ist allgenügsam gleich Gott. Das siehst du an mir, Ludwig Tieck, der ich in Dresden alljährig zwei Novellen schreibe, die durchräuchert sind von Poesie. Aus Ironie und Humor destillire ich den feinsten poetischen Parfum, und habe noch genug davon, um hundert Novellen damit anzusprengen. — Die Poesie hörte ihn nicht. Sie schaudert vor der Tieck'schen Ironie und vor dem Tieck'schen Humor. Vernichtung und Wahnsinn sind ihr lieber, als diese greisen Ungethüme. Es gibt keine Schmerzen und keine Erniedrigung, die sie nicht vorzöge dem glänzendsten Loose, das ihr die wol-

lüstige Greisesohnmacht bieten könnte. Spielt sie nicht die kläglichste Rolle, ist ihr Diadem nicht zerbrochen, ihr Schleier nicht zerrissen, ihr Herz nicht gespalten, ist sie nicht sehr unglücklich? Und dennoch, womit kann Tieck ihre Liebe, wenn sie auch unsinnig, ihre Hoffnungen, wenn sie auch eitel, oder auch nur ihren Schmerz aufwiegen?

Ich wollte zeigen, daß Goethe der natürlichste Protector, Tieck der gemachteste Gegner der neuen Literaturrichtung sey, in welcher Goethe die Symptome einer künftigen Welt-Literatur erkannte. Freilich würde Goethe sich gewaltig sträuben gegen die ihm zugedachte Ehre, sobald wir ihm auch den Einfluß aller Consequenzen aufzubürden gedächten. Aber hier ist auch nur vom Princip im Großen und vom Einfluß im Allgemeinen die Rede. Hat doch Goethe selbst über seine jugendlichen Productionen den Stab gebrochen und namentlich den Faust auf die kühlste Weise verläugnet und sich halb und halb zum Verbrechen angerechnet, daß

er einmal in seiner Jugend so tollkühn war, das Feuer der Poesie vom Himmel zu holen, und so unvorsichtig, mit der lodernden Flamme dem dürren Holz des Lebens zu nahe zu kommen. Aber Europa's Jugend ließ sich nicht irre machen durch des ängstlichen Meisters Vertuschung. Sie berief sich von Goethe dem alten auf Goethe den jungen, von dem Minister Goethe auf Goethe — Prometheus. Gerade in dieser Production, von unübersehlicher Wirkung auf Leben und Literatur, machte die seit Shakspeare's Tode preßhafte Poesie ihrem Busen Luft und offenbarte ihr stürmisches Verlangen nach Vermählung mit der wirklichen Welt. Das war eine Thorheit, eine Phantasterei von ihr in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Als Goethe sie wirklich vermählte mit den wirklichen Komödianten, Adlichen und Philistern Deutschlands, da wußte sie sich nicht zu lassen vor Angst und flüchtete sich in die Seele der armen fremden Mignon und klagte ihr unsägliches Weh dem alten blinden Harfenspieler,

der wie Shakspeare's zürnender Schatten, Gespenst des Goethe'schen Gewissens, finster und traurig in Wilhelm Meisters Lehrjahren umschleicht. Ist es euch nicht immer aufgestoßen als Räthsel und ganz befremdlicher Widerspruch, daß dieses süße tiefpoetische Kind sich an den poesielosesten Kaufmannssohn hängen und für ihn eine heftig schmerzliche krankhaft sehnsüchtige Liebesneigung empfinden kann? Laßt euch aus dem Traum helfen. Dieser Wilhelm Meister ist dasjenige Geschöpf, das übrig bleibt von einem der größten Sterblichen, wenn ihm die schaffende Seele der Poesie genommen. Diese Seele haucht er Mignon ein, die als eine geisterhafte Erscheinung aus dem Lande der Poesie herüberschwebt, um ihren abtrünnigen Körper, den Wilhelm, zurückzulocken in die romantische Heimath, Mignon, die das ewige Lied der Sehnsucht singt, das sie auf sein brutales Verlangen in guter Gesellschaft repetiren und profaniren muß, Mignon, die er nicht von ganzem Herzen umfassen und lieben darf, ohne sein eignes

Treiben zu verachten, und den Roman abgeschmackt zu finden, dessen Held er ist, Mignon, deren Herz bricht über seine vornehmen Liebeleien und die erst im Tode, in ihrem weißen Kleide, eine weiße Rose auf der Brust, sein Gemüth erschüttert und den vollen Gedanken an ihre Unersetzbarkeit aufregt. Es wäre aber leicht zu zeigen, daß Goethe fast in allen seinen Dramen und Romanen einer Mignon, einer Jungfrau die Seele der Poesie einhaucht und das Märtyrerthum der Poesie überträgt. Selten sind die Männer, Gegenstände ihrer Liebe und Aufopferung, derselben werth. Freilich ist Menzel, der sonst so kluge Menzel, überall in Goethe so verirrt, daß er ihm in dieser Hinsicht den Vorwurf wollüstiger Grausamkeit macht, durch welche von ihm das edelste weibliche Wesen zur Sclavin männlicher Rohheit erniedrigt werde. Aber wir können unmöglich einen Gesichtspunct theilen, der ein hohes Genie so fratzenhaft zusammenschrumpfen macht und uns vom Kolosse nur die dickverkürzten Beine zeigt. Wir beken-

nen uns zu einer ganz verschiedenen Ansicht und wiederholen dieselbe, indem wir uns also fassen: Goethe erniedrigt die Poesie, indem er sie zur Begleiterin der Trivialität machte. In diesem Verstand hatte Novalis recht zu äußern: man weiß nicht recht, wer sich mehr darüber zu beklagen, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet wird, oder die Poesie, daß sie zum Adel gehören soll. Hätte denn nicht aber Goethe mit viel leichterer Mühe der Poesie in Deutschland einen erhabenen Charakter andichten können, ihr Heldenliebhaber und fabelhafte Ideenprinzen andichten können? In diesem Fall, das muß man einräumen, wäre Goethe nicht Goethe geblieben, das Schicksal hätte sich an ihm vergriffen, als es seiner einzigen Naivetät den Wendepunct einer Literatur-Epoche anvertraute, wir besäßen zwei Schiller, statt einem, und die sociale Literatur wäre allem Absehen nach um Scott und Byron, Heine und Bulwer, Hugo und Jules Janin, ihre großen und kleinen, jetzigen und künftigen Destinsschriftsteller gekom-

men. Goethe dichtete keine Helden, keine große Charaktere, er schilderte seine Zeitgenossen. Shakspeare die seinigen. Welch ein Unterschied! Heus! quid vir viro praestat. „Shakspeare, ruft Goethe einmal aus, lebte zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit dar; ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleichgestellt hätte. Niemand hat das materielle Costüm mehr verachtet, als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Costüm, und hierin gleichen sich alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus und denen paßt wohl die römische Toga.“ — Und gegen einen obscuren deutschen Recensenten, der bedauerlich von der Armseligkeit der Deutschen an vortrefflichen classischen Werken genäselt, bedient er sich folgender denkwürdigen Worte, die wir allen Verkennern Goethe's als goldenen Schlüs-

fel zum endlichen Verständniß in die Hand gegeben und die doch endlich dem moralisch-politischen Geschwätz über ihn das Maul stopfen mögen: „Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt u. s. w.

Welche von diesen Eigenschaften, die den National-Autor bilden, traf Goethe unter seinen Landsleuten? Verhüllen wir uns die Augen und seufzen: keine. Das mußte die arme Poesie entgelten. Goethe opferte das Himmelskind als Iphigenie, als Gretchen, Klärchen, Mignon, Ottilie, ja selbst als Eleonore in Tasso, die tiefer und tragischer leidet als ihr Dichter, weil sie still leidet. In allen diesen weiblichen Gestalten siehst du die gekreuzigte Poesie mit

der Dornenkrone auf dem Haupte. Und werden deutsche Frauen darob staunen oder klagen, daß Goethe an Individuen ihres Geschlechts die Leidensgeschichte einer Gottheit figurirt? Leidet denn nicht das deutsche Weib an unsern Erbärmlichkeiten? Habt ihr niemals die leidende Poesie am Kreuz der Ehe erblickt oder hinter den grünen Myrthen ihres Brautkranzes ihre Dornenkrone nicht gesehen? — Unbegreifliche Liebe, mystische Ueberwindung der Schmerzen, die ihr der feige Speer der Rohheit bereitet, Aufopferung bis zum Tode, und ihr Ziel, Erlösung — ohne Absehen. —

Gegen den Hingang des großen Naturdichters, dessen Gesellschaftsdichtungen so peinlich wie die Gesellschaft selber, gegen den Hingang desjenigen, der mit Sophokles und Shakspeare aus einem Becher Unsterblichkeit trank, offenbarte sich jenes, durch Welthandel und Weltkriege allerdings vorbereitete, aber dennoch staunenswerthe und an Zauberei streifende Phänomen einer beginnenden Welt-Literatur, das wir

in seiner Unmittelbarkeit jetzt näher ins Auge fassen wollen. Auf einmal nämlich und fast gleichzeitig erlitten die beiden modernen Haupt-Literaturen Europa's, die englische und die französische, sichtbar von Deutschland aus, revolutionaire Stöße, die in Frankreich eine hergebrachte altnationale Aesthetik erschütterten und in England die, man kann wohl sagen, seit Shakspeare ersteiften und gelähmten Fittige der Poesie in neuen Aufschwung versetzten.

In diesen Worten liegen eben so viele Wunder. Die gedankenreichste und fruchtbarste aller Poesieen, die religiöse Weltpoesie oder die poetische Weltreligion Shakspeare's lag gegen zweihundert Jahre todt, ehe sie zugleich mit der aufblühenden deutschen Literatur ins Leben trat — in England und Frankreich scheint sie sogar überhaupt ohne unmittelbaren Einfluß geblieben zu seyn. Und diese deutsche Poesie, das Kind der Verborgenheit, der Schmach, der Erniedrigung sieht sich noch bei Lebzeiten ihres Königs und hauptsächlich in dessen Person, zu einem

höchst bedeutenden Einfluß auf zwei Hauptvölker Europa's gelangt, zu einem Einfluß, dessen Lebhaftigkeit und nachhaltige Wirkung unmittelbar außerordentliche Resultate bezeichnen. Das Staunen wächst, wenn man in Erwägung zieht, daß die genannten Völker, scharf ausgeprägt in ihrer nationalen Besonderheit, ja fast entgegengesetzt und feindlich seit Jahrhunderten, beide stolz und eitel auf alte glänzende Literaturen, auf Namen, die durch alle Erdtheile erschollen, ihren eifersüchtigen Stolz vereinigten zu beiderseitiger Verachtung der Deutschen und der bärenhäuterischen deutschen Literatur. Und nun mußte sich der Fall ereignen, daß die Landsleute des Shakspeare abhorrescirenden Voltaire bei den plumpen Deutschen in die Schule gingen und nach begriffenem ABC der Poesie zur Einsicht kamen, daß ihr angebeteter Arouet nicht würdig, Shakspeare die Schuhriemen aufzulösen — daß die Engländer, gründlichste Verächter alles Deutschen, nach und nach hinter der eclatanten Regeneration ihrer alt und runzlich gewordenen

Glanzliteratur, die anfing, ihnen die größte Langeweile zu machen, deutsche Köpfe auftauchen sahen, und wider ihren Willen, bei noch fortwährendem Sträuben, sich zu Dank und Anerkennung gezwungen fühlten. Gehört diese Thatsache, diese Wirklichkeit, die den bescheidenen Deutschen über ihre kühnsten Dichterträume hinauslag, nicht zu den Außerordentlichkeiten der Weltgeschichte, so kenne ich keine andere.

Sehen wir uns nach einer Erklärung dieses Räthsels um, so möchten wir wohl am liebsten uns an die Quelle wenden, in welche sich dem Schein nach hauptsächlich der junge Weltstrom der Literatur zurückzieht, an Goethe. In der That hat Goethe im sechsten Bande seiner nachgelassenen Schriften zu einer solchen Erklärung ausdrückliche Hoffnung gemacht; wie es scheint, aber ohne ernsthafte Absicht, sich über einige theils sehr allgemeine und äußerliche, theils sehr besondere und zufällige Bemerkungen einzulassen. Man kennt die Schwäche des großen Mannes, das ängstlich wunderliche Abwehrungssystem,

das er sich in seinem Alter und seiner Stellung zur Pflicht machte. Er sah auf den Grund, wie keiner; aber es beliebte ihm sehr oft, rechtgläubig die Augen zuzumachen, als sähe er nichts, oder nur das Oberflächlichste und Nächste. Allein die Schuhu in Deutschland irren sich, wenn sie glauben, der alte Goethe habe aus ihren Augen gesehen. Wann und so oft er den hellen Stern seines Auges aufschlug, war es ein Falkenblick in Gegenwart und Zukunft.

So behagte ihm, die erwähnte wundersame Literaturbewegung nur mit den Augen des Dichters, des Artisten, des gebildeten Literaturfreundes aufzufassen, die tiefer zu Grunde liegende ästhetisch sociale Bewegung aber von dem Kreise seiner Betrachtungen auszuschließen. In dieser Art sprach er mit Enthusiasmus von den Verdiensten und Leistungen Byrons, und fügte dann in der Regel sein Bedauern hinzu, daß „der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen seinen

Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Daseyn einigermaßen verkümmere." Bei Gelegenheit einer Anzeige Manfred's äußert er, „dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen." Das ist so ganz der Alte. —

Setzen wir alles voraus, was positiv vorauszusetzen, Handel, Reisen, Kriege, Studium der Sprachen, periodische Literatur und übrige äußerliche Communicationsmittel zwischen den Völkern, so fehlt doch noch immer ein anderes Element, was so außerordentliche Wirkungen des Geistes auf den Geist erst möglich machen mußte. Man vergleiche nicht den Einfluß der griechischen Literatur auf die römische, der allerdings nur durch Genie und Bildung vermittelt wurde. Dieser Einfluß war ein todter und brachte todte Kunstwerke hervor. Er hatte nichts geschichtlich Organisches. Wir sind genöthigt, für die tiefste und lebendigste literarische Wechselwirkung unserer Zeit das Princip eines ge-

schichtlichen Zusammenhanges aufzufinden, und etwa ein geistig regsames Ideenfluidum vorauszusetzen, das die Welt durchströmt und in dessen Aether die Nationalitäten gleich wie die Literaturen sich begegnen und durchkreuzen, gleich Handelsschiffen auf dem Weltmeer; wir müssen annehmen, daß derselbe Geist, welchem die deutsche Literatur ihr isolirtes fremdartiges Daseyn verdankte, auch in Nachbarländern seine lebendige Kraft äußere, und dort schon, wenn auch unerkannt und unbemerkt, verbreitet gewesen, als die deutsche Literatur ihre Wunder zu wirken anfing.

Es ist sonderbar, wenn der Weltgeist den Menschen etwas offenbaren will, so flüstert er es zuerst den Deutschen in's Ohr, und diese machen ein Religionssystem, eine Philosophie, eine Literatur daraus. Die Denker und Dichter der deutschen Nation fühlten von jeher den Drang und die Kühnheit, sich als nackte Gedanken vor den Weltgeist zu stellen, und ihm auf die naiveste Weise seine Geheimnisse abzu-

fragen. Franzosen und Engländer verlangten so hohe Dinge nicht. Sie begnügten sich mit den praktischen Ergebnissen und dem verständig sinnlichen Zusammenleben in der Gesellschaft. Allein da jedem Leben, das sich erneuen und fortpflanzen soll, eine höhere Idee zu Grunde liegen muß, von der allein diese schöpferischen Acte ausgehen, so mußte auch durch die französische und englische Geschichte ein höherer Geist unsichtbar hinrauschen — und dieses Geistes träumerische Geburtsstätte waren die hohen schweigenden Gipfel des germanischen Eichenwaldes. Ohne die deutsche Reformation — das darf man kühn behaupten, gäbe es für England keinen Shakspeare, für Frankreich keinen Rousseau und — Robespierre. Daß man sich Shakspeare nur als Protestanten vorstellen könne, hat Goethe klar und schön bewiesen. Daß aber die Vorläufer der französischen Revolution und diese Revolution selbst, den wesentlichen Charakter der Antikatholizität tragen, darf eben so wenig in Abrede gestellt werden. Die französische Re=

volution, schrieben wir vor kurzem, ist die in Frankreich zurückgetretene Reformation, die einst gewaltsam gehemmte und darauf gewaltsam zum Durchbruch gelangte deutsche Reformation, mit allen ihren Folgen: Paralisirung des Adels und der Kirche, Hypersthenie des reinen Königthums (Napoleon — Louis Philipp, der unumschränkter herrscht, als sein Vorgänger).

Ziehen wir aber die ausführende Hand von letzterer Bemerkung zurück, um sogleich auf eine Deutschland eigenthümliche innerlich geistige Wirkung der Reformation zu kommen. Unmittelbar schuf sie Orthodoxe, Schwärmer, Religionsdispute, Hexenprozesse, den abscheulichen dreißigjährigen Krieg, ein verödetes Leben, eine geistlose geistliche Literatur. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sie nichts als Uebel angestiftet. Allein um diese Zeit streifte sie die schwarzen, schweren ungethümlichen Schuppen von sich ab; und siehe da, nicht Luther der Mönch, sondern der genuine Deutsche kam zum Vorschein, der Deutsche, der

seine Prüfungsschule in Heidenthum, Papstthum und Lutherthum redlich durchgemacht, und, obwohl seit den Cheruskerkriegen und Herrmannsschlachten leiblich verkürzt und um einige Kopf kleiner geworden, an geistigen Dimensionen um ein erhebliches gewachsen war. Nun traten die interessantesten Zustände ein. Dem glücklich entzückten Deutschen schien alles, was seine Hand berührte, jung, frisch und eben aus der Hand des Schöpfers entlassen. Winkelmann rieb sich die Augen und entdeckte die Schönheit der Kunstantike mit dem schwärmenden Blick eines Liebhabers. Klopstock, in eine gewisse abstracte Idealität der germanisch-christlichen Periode emporgerückt, ließ die Deutschen über seinem Messias poetische Christenthränen weinen. Herder, Humanus, las, durch Lessing angeleitet, in der abgestäubten Weltgeschichte eine mannichfaltige sich an Zeiten, Völkern, Individuen bethätigende Offenbarung Gottes, stufenweise zur Veredlung des menschlichen Geschlechtes, zum Bewustseyn menschlicher Würde, zur Humanität

emporleitend. Wieland, vom geprüften Abraham zum neuen Amadis übergehend, flog von Blüthe zu Blüthe. Goethe stürzte sich Shakspeare in die Arme, der erste Mensch der ihn erkannte, und etwas schuf, worin sein Genius waltete. Alle Zeiten und Nationalitäten kamen zur Anschauung, Sprachstudien führten unmittelbar zur Quelle, Uebersetzungen entschädigten die Menge. Keine Dicht- und Denkungsweise blieb unsern Deutschen fremd. Das eine Volk der Deutschen ward ein viel völkerisches und legte einen frommen Cultus der Literaturen an. Moderne und antike, morgenländische und abendländische Gottheiten versammelten sich in unserm Hain, und die Gebrüder Schlegel schlachteten ganze große kritische Hecatomben und schrieben Literatur-Geschichte mit derselben Andacht, wie Winkelmann Kunstgeschichte. Der Deutsche schöpfte aus den heiligen Bächen aller Nationalpoesie mit der kristallnen Opferschaale der Humanität. Und nichts schien den Genuß zu trüben. Kein Bodensatz eigener Nationalität befleckte die rein-

gewaschene Schaale und gab dem Göttertrank den widerwärtig antinationalen Beigeschmack. Alles schmeckte göttlich und das goldne Zeitalter schien hereingebrochen.

Allein, der Schein trog. Bedenkliche Symptome offenbarten sich frühzeitig, und just die größten Geister wurden von ihnen befallen. Herder's erhabene Stirn verfinsterte sich. Er schaute über sein Buch hin und suchte auch in der Gegenwart die göttliche Bildkraft, die sich ihm erschlossen in der Vergangenheit; und er fand nicht, was er suchte und starb in Mißmuth. Dichter zog sich dieselbe Wolke um Goethe's Stirn, und ward eine schwüle Wetterwolke, in der Werther empfangen wurde, und aus deren tieferem Dunkel die mephistophelischen Blitze und der erhabene Donner des Faust sich entwickelten. Schiller ließ die Räuber los. Im Schwarzwalde der Poesie ward es sehr bedenklich und unsicher.

Indem sich nun in diesen wildschönen außerordentlichen Dichtungen der Drang nach aus-

gefüllterer Gegenwart und nach Zusammenhang zwischen Poesie und Leben darthat, nützte sich eben dieses Leben immer mehr ab. Schiller, dessen Herzlichkeit die Oede desselben unerträglich fiel, suchte Täuschung und fand sie in seinen bewunderten und bewunderungswürdigen idealen Dichtungen und philosophischen Charakterdramen. Goethe hielt es aus — wir sahen, in welcher Art. Die Romantiker aber, Dichter, welche dasselbe Gefühl der Leere nach erstem Rausche ergriff, die aber nicht die Kraft hatten, sey's sich stolz zu erheben, wie Schiller, oder zu ertragen wie Goethe, diese machten aus der Poesie ein mysteriöses, wundersames, unerhörtes Etwas, das zwischen Himmel und Erde hing wie ein kaum sichtbares phantastisches Spinnegewebe, in dessen Mittelpunkt sie sich selbst versetzten als ironische Kreuzspinnen, dickbäuchig, langbeinig, ekelhaft. Das war eine klägliche und zugleich tückische, undeutsche Poesie, weil sie gar kein Herz, keinen Ernst und keinen Glauben hatte, und doch mit Allem schönthat.

Jean Paul hatte nichts mit ihr gemein; und selbst Hoffmann so viel Ehrlichkeit vor ihr voraus, daß er doch an seine eigenen Gespenster glaubte.

Wir trauen dem Leser zu, daß er unsern Zweck, einen Wendepunkt im Leben der Völker zunächst an den Aeußerungen deutscher Literatur darzulegen, nicht aus den Augen gelassen hat. Konnte dieses auch nur durch einen reißenden Ueberblick und flüchtig gewagte Andeutungen geschehen, und mußte sogar eine außerordentlich bedeutsame Reihe, die philosophische, gänzlich übergangen werden, so glauben wir die Hauptmomente doch faßlich genug hervorgehoben zu haben, worauf es ankam, um die analogen Beziehungen der deutschen Literatur an die Literaturen des Auslandes nachzuweisen.

Aehnliche Ursachen bringen ähnliche Wirkungen hervor; ähnliche sittliche und gesellschaftliche Zustände ähnliche Literaturen. Doch wiederholt sich nichts in der Welt auf dieselbe

Weise; am wenigsten im freisten und geistigsten aller Gebiete, dem der Literatur.

Für diesen Aufsatz wäre es unzulässig alle die Wahrzeichen anzugeben, welche es dem aufmerksamen Beobachter der Zeit zur Gewißheit machen, daß mit Engländern, Franzosen und andern Völkern allmählig dieselbe Verwandlung vorgegangen, aus welcher unsere Literatur ihren obenbezeichneten Ursprung nahm. Eine gewisse Auslebung im Positiven, Historischen, bei Erweiterung des nationalen Gesichtskreises und Würdigung des Allgemein menschlichen, das gemeinsame Bestrebungen der Völker wünschenswerth macht, das sind wohl die wesentlichen Grundzüge der modernen Völkerstimmung, aus denen die Völker-Literatur, oder die Welt-Literatur emporblühen wird. Und darin sehe ich ihren Zusammenhang mit der deutschen Literatur als einen nationalen Typus, der sich in ihnen wiederholt, nach Unterschied der Zeiten und Nationen. Den historischen Roman hat Goethe's Götz von Berlichingen bereits vor fünfzig Jahren

in Deutschland hervorgerufen, und noch lebt in Hamburg, alt und dürftig, jener Veit Weber, den Walter Scott sich bei seinen ersten Productionen zum Muster nahm. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, ist eine um so müssigere Frage, als Faust, Manfred, Don Juan, Reisebilder aus einer und derselben Quelle geflossen, und denselben rebellischen Geist der Kraft und Freiheit athmen, der sich noch tausendfältig wiederholen und sich erst unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite tritt auch der Versuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzustellen, und den Geist der Zeit in dramatischen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen, jene analytischen Gesellschaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur ausmachen und die historischen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poesie in diesen kühnen, unbarmherzigen Sitten und Charakterschilderungen unserer Zeitgenossen spielen muß, ist bereits von uns angedeutet

worden. Der ächt poetische Roman wartet auf das ächt poetische Leben, um wie viel mehr das Drama.

Wir verzichten aber auf näheres Einlassen und sind zufrieden, wenn wir den Blick irgend-eines junges Talents nach der Weltregion der Literatur hingewendet haben. Die jetzige deutsche Literatur soll sich der Rückwirkungen nicht schämen, welche sie von Seiten der französischen und englischen empfängt. Für selbstständige volksthümliche Ausbildung thun sich demungeachtet erfreuliche Hoffnungen auf. So viel ist aber gewiß, die Wechselwirkung zwischen den Literaturen des Erdbodens kann nur wachsen und inniger werden, mit dem stets wachsenden brüderlichen Bund der Völker.

Eine bestimmte Literatur, z. B. die deutsche, in ihrem lebendigen Verhältnisse zu den übrigen thätigen Literaturen der Epoche, also namentlich zur französischen und englischen auffassen und deren Erscheinungen mit aufmerksamer Rücksicht auf Wirkung und Wechselwirkung folgen,

das nennen wir das Ideal der heutigen Kritik, so wie wir auf der andern Seite Schriftsteller, welche sich auf keinerlei Weise in diesem Verkehr bethätigt zeigen, für außer und unter der Kritik halten.

Fürst Pückler.

I.

Auf die bekannten Größen der früheren Literatur folgte der große Unbekannte; auf den großen Unbekannten folgte der vornehme Unbekannte. Jener, als er sein Incognito verrathen sah, stand nicht weiter an, sich öffentlich Walter Scott zu nennen und nennen zu lassen. Dieser aber, unser Verstorbene, unser Tuttifruttist, den Jedermann schon längst als Fürsten Pückler-Muskau bezeichnet, zuckt noch immer dazu die Achsel und findet es in der Vorrede zum dritten Bande der **Tutti Frutti** ungalant von einem Recensenten, daß derselbe seinen somnambülen Doppelgänger mit Namen angerufen.

Ein Schriftsteller kann möglicherweise seine guten Gründe haben, sein bekanntes Incognito fortzuspielen. Allein wir müssen gestehen, die Art, wie unser Verstorbene dies thut, kommt uns ein wenig eitel und klein wenig lächerlich vor. Sein hoher Stand dient ihm als Quecksilberfolie hinter dem Spiegelglase der Eitelkeit; er küßt den Fürsten Pückler-Muskau in diesem Spiegel, und wenn er sich umwendet gegen das Publicum, macht er aus Scherz ein mysteriöses Gesicht. Dennoch fühlen wir uns nicht berechtigt, den Verfasser der Tutti Frutti, ohne dessen ausdrückliche Erlaubniß, Pückler-Muskau zu nennen. Er ist uns Einer vom hohen Adel, ein Standesherr in einem norddeutschen Königreich, und damit basta. Mögen denn nun die Schlußworte besagter Vorrede „Manche glauben mehr hinter mir verborgen, Andere weniger — als wirklich vorhanden ist; und selbst bei dem, wie man meint, so zuversichtlich entdeckten Incognito, dürfte doch noch dem Publicum eine unerwartete Ueberra-

schung bevorstehen," mögen also diese geheimnißvollthuenden Worte enthalten und verbergen, was sie wollen, darüber lassen wir uns in der That kein graues Haar wachsen. Denn wollen sie etwa sagen, daß Leopold Schäfer, der als Novellist bekannte Freund des Verstorbenen, seine Hand mit im Spiele gehabt, so bestätigen sie uns nur eine erforderlichenfalls mit den Fingern nachzuweisende Vermuthung über des Genannten Mithülfe bei Abfassung der **Tutti Frutti**. Uns wenigstens will es also ausgemacht bedünken, daß der Verstorbene in den Gedankenmagazinen seines plebejischen Freundes nicht selten fouragirt habe.

Indem wir uns vornehmen, über den Verfasser der **Tutti Frutti**, oder vielmehr über diese selbst frisch von der Leber wegzusprechen, bekennen wir, daß wir wohl wissen, einige Gefahr dabei zu laufen. Denn die Vorrede zum dritten Bande belehrt uns, daß der witzige Verfasser gegen seine Recensenten ein wenig als Standesherr verfährt. Er übt die Jagd- und

Fischereigerechtigkeit an ihnen aus, indem er sie vorher in diverse Thiere verwandelt. So ist ihm der Luftschiffer Reichardt ein alter etwas blödsinniger Falke, der Hofrath Förster ein Hecht, item ein beamtetes Raubthier, Heinrich Laube ein Fuchs und der Correspondent des Morgenblattes, mit dem Zeichen des Kreuzes, gar ein schwerfälliges Thier, das in der Löwenhaut einhertrottirt und trompetet. „Wie du mir, so ich dir,“ das ist das Princip, zu dem er sich, angeblich aus Princip und nicht aus Neigung, bekennt. Recensionen, die seinen Augen wohlthun durch das angenehme Grün ihres Lobes, solchen Recensionen thut er wieder wohl, und nennt sie wahre Meisterstücke und Muster in ihrem Fach. Man lieset sie in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und in Brockhaus literärischen Blättern.

Dieses Verfahren sucht er im Buche selbst zu rechtfertigen, wo er, in Nummer 56 des dritten Bandes, von der Wiedervergeltung feindlicher Angriffe spricht. „Was mich be-

trifft," heißt es da, „so kann ich wohl sagen, daß Niemand weniger rachsüchtig geboren, und mehr zu jener Indolenz geneigt war, von der Lichtenberg so wahr sagt: „„daß sie zuletzt nichts mehr rächen kann, und sich jede Unterdrückung gefallen läßt."" Als ich die Richtigkeit dieses Ausspruches endlich gewahr wurde, ging ich mit mir selbst zu Rathe, und einsehend, daß ich so nicht wohl irdisch bestehen könne, zum himmlischen Märtyrer mich aber noch nicht reif fühlte, so beschloß ich fest von nun an, es werde mir schwer oder leicht, in der Regel nie mehr weder etwas Gutes, noch etwas Uebles zu empfangen (vorausgesetzt, daß letzteres absichtlich ertheilt wäre) ohne es mit den gehörigen Zinsen wieder abzutragen. Das habe ich denn auch so ziemlich gehalten, und mich wohl dabei befunden, obgleich das Christenthum es anders vorschreibt. Dieses muß man aber leider, so lange die Welt noch so sehr im Argen liegt, nur wie die alten Ritter verstehen, und **La Motte Fouqué**, dessen Helden die Leute

immer liebevoll und freundlich behandeln, auch wenn sie sie todtschlagen. — Zu meiner Erleichterung," fügt er hinzu, „gestatte ich mir jedoch bei dem Princip einige Modificationen. Ich vergelte z. B. das Uebel nur so lange mit Ueblem, als ich Ursache anzunehmen habe, daß man seine Gesinnung und Handlungsweise in dieser Hinsicht seitdem gegen mich nicht geändert hat. Ist das Gegentheil der Fall, so danke ich Gott von Herzen, vergessen und vergeben zu dürfen. Ich folge also hierin de préference dem Confucius, welcher schon vor Christus sagte: „was dir die Leute thun, das thue ihnen wieder," ein Spruch, den die Deutschen poetischer nachher in Wurst wider Wurst, übersetzt haben. So viel ist gewiß, einen praktischeren Grundsatz gibt es nicht, und es ist, wenn nicht Tugend, wenigstens Pflicht, ihn zu erfüllen. — Pflicht der Selbsterhaltung, von den Moralisten Egoismus genannt — eine Eigenschaft, für die man nie von andern sehr gepriesen wird, doch aber oft dafür sich selbst zu

preisen Ursache hat; was denn immer auch ein Genuß ist, wenn auch ein untergeordneter. — Es gibt mehr Leute, die sich ihn zu verschaffen suchen, als solche, die es eingestehen — mit Maaß gepflegt, ist er aber wirklich recht zuträglich."

Wir haben diese Stelle ganz ausgezogen, weil sie uns, von psychologischer und moralischer Seite betrachtet, gleich interessant scheint. Hier zieht die Hand eines geistreichen Weltmannes den Schleier von einer höchst merkwürdigen Operation, die er in seinem geistigen Innern vorgenommen. Er fühlt sich zu totaler Indolenz nur zu sehr geneigt, und weil er einsieht, daß ihm dieser Zustand von bedeutendem Nachtheil ist, so entschließt er sich zu einem Entschlusse, vermöge welches er seine gefährdete Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten gedenkt. Er greift ein Princip, nicht aus seinem Busen, sondern gleichsam aus der Luft, und bestreicht damit wie mit einem Magnet, der Eisen armirt und einer schwachen indifferenten Nadel einen

bestimmten polarischen Character gibt, die schlaffen Springfedern seines Willens; ein moralisches Kunststück, dessen Möglichkeit wir kaum begreifen, an dessen wirklicher Application wir aber nicht zweifeln wollen, da uns der Verfasser überall in seinen sittlichen Manifestationen aufrichtig und natürlich vorkommt. Letztere Bemerkung hat bereits Goethe über ihn gemacht, als er die Reisen des Verstorbenen, und bei dieser Gelegenheit eine gleich merkwürdige Aeußerung desselben besprach und mit den Worten aburtheilte: „Religionsbegriffe oder Gefühle sind, wie man hieraus sieht, ihm nicht zur Hand.“ Nein, in der That! denn das eingeborene Gefühl dessen was recht und unrecht, was schön und häßlich, was zu lieben und was zu hassen, was mit Ehre zu ertragen und was zu versagen, was zu verzeihen und was zu rächen, was zu dulden und was schlechthin nicht zu dulden, dieses oft wohl verfinsterte und schwankende, aber ewig wieder durchbrechende Gefühl in des Menschen Brust, zeugt uns, daß die Idee der

Vergeltung auf einer ganz andern und viel sicherern Basis beruhe, als auf einem willkührlichen klugen Entschlusse, seine moralische und physische Person in den erforderlichen Vertheidigungszustand zu setzen, und im gelegenen Fall angriffsweise zu verfahren. Das Princip der Vergeltung ist ein natürlich sittliches; wir hüten uns wohl, dieses Princip im Widerspruch zu finden mit dem Gebot der Liebe und der Versöhnlichkeit. Jesus liebte in demselben Maaß, als er vergalt. Man ist freilich gewohnt, nur immer das Lamm Gottes in ihm zu sehen, aber er war auch der Löwe Gottes. Johannes liebte ihn, wie das Licht, das in der Welt schien, um die Welt zu befreien, und Jesus vergalt Liebe mit Liebe, und gestattete ihm das beneidenswerthe Loos an seinem Busen zu ruhen. Die Pharisäer haßten ihn, wie sie das Licht und die Freiheit haßten; sie verfolgten ihn, und Jesus haßte und verfolgte sie wieder mit den Schwerdtstreichen seiner Worte und trat das Otterngezücht mit Füßen. Und dieses Bei-

spiel, von der höchsten Staffel der Menschheit genommen, führt uns auch die wahre sittliche Geltung der Vergeltung im idealen Bilde vor Augen. Freundschaft um Freundschaft, und Feindschaft gegen Feindschaft, das ist auch unser Losungswort. Aber Gott hüte uns, daß wir, durch Leidenschaft und kleinliche Selbstliebe bethört, wenigstens nicht öfter als mit unserer Schwachheit billig zu entschuldigen, dieses Losungswort in den nackten ideenlosen Kämpfen der verletzten Eitelkeit und des privaten Vortheils erschallen lassen. Die Vergeltung ist eine Idee, die im Dienste der Menschheit steht, und nur im vereinigten Leben der Sittlichkeit, im Einklang mit den übrigen sittlichen Ideen, Werth und Würde hat. Ohne die Kraft der Vergeltung liebt sich das Herz zu Spott und zu Schande mit allem, was es liebt. Wer sie aber nicht als himmlische Kraft in sich fühlt, wem sie nur eine von der Klugheit geborgte äußere Waffe ist, dem mag sie, klug geführt, auch alle möglichen Privatvortheile leisten, alle

Feinde und Böswillige vor ihm kuschen machen, aber sie fördert ihm weder sein eigenes, noch der Menschheit sittliches Leben. Kommt aber hinzu, daß auf solchem Standpunkt fast jeder Angriff, von welcher Seite er auch komme, als böswillig erscheinen muß, da der Egoismus nur auf die Wunden sieht, die er empfängt, nicht auf die Hand, die sie ihm ertheilt, so muß die heutige Aristocratie, die keine sittlichen Vorzüge und Güter, sondern nur Vorrechte und Landgüter zu vertheidigen hat, jedes Rechtsverlangen und jeden Angriff des Volkes als Böswilligkeit vermerken, und als solche am Volke und dessen Vertretern zu rächen suchen. Egoismus glaubt überall nur gegen Egoismus zu stehen, und jener furchtbare historische Egoismus, den wir so eben berührten, der vor allen in England seinen Sitz aufgeschlagen, sieht in seiner Verblendung nicht die Hand Gottes, die vergeltend in der Geschichte auftaucht. So gewiß wir aber glauben, daß Göttliches auf der Erde lebt und liebt und leidet, so gewiß glau-

ben wir auch, daß nur dem Göttlichen in uns die Vergeltung zustehe, und daß das prophetische Bibelwort, „die Rache ist mein, spricht der Herr,“ eben in diesem Sinn zu fassen sey. Gott wirkt nur durch Menschen und Menschen wirken nur durch Gott. Das Wirken des persönlichen und historischen Egoismus verwirkt sich selber. Seine Schutz- und Trutzwaffen vermag er nur so lange mit Kraft und Erfolg zu führen, als er den Wahn um sich zu erhalten weiß, er fechte für ein höheres Gut, er behaupte sich im Interesse des Staates, er verweigere oder strafe zum Wohl des Ganzen. Verfliegt der Wahn, so löset sich der Zauber seiner Kraft, seine Beine schlottern, sein Blick wird unsicher, er haut noch einmal zu und schlägt sich selbst die Hand vor die Füße.

Die Vergeltung steht auf der Schwelle der Geschichte und ihre Kinder wachsen aus dem Boden heraus. Scheltet sie nicht Ehrgeizige und Egoisten, und beneidet ihnen die Lorbeeren nicht, die sie sammeln. Sie müssen sie schwer

erkaufen. Dem Orestes lag gewiß nicht viel an der Ehre, Held einer Tragödie zu werden; Cajus und Tiberius Gracchus wären wohl eben so gern, wie wir alle, auf friedlichem Bettpfuhl eingeschlummert, statt gewaltsam im Tumult zu sterben. Luther, der Orestes der Vernunft, der das ehebrecherische und tyrannische Haupt der christlichen Kirche abthat, er wäre versunken unter der Last und Bürde seines Ruhms, hätte er nicht die Schultern eines Atlas gehabt. Oder wer mögte tauschen mit dem Loose der Girondisten, oder nur seinen dunkeln Namen hingeben für den Namen Robespierre? Klingt dir O'Connell in die Ohren, und wünschest du O'Connell zu sein? oder Armand Carrell? oder Ludwig Börne? oder auch nur unser Freund Gabriel Riesser, der durch flammende Rede die tausendjährige Schmach des Judenthums an den Christen vergilt, und unsere Wange mit Schamröthe färbt, wenn wir uns als mitschuldige Aristocraten der Taufe denken, die Ungetaufte wie halbe Heloten und Paria's

behandeln, und sie durch Rechtsverweigerung und Beschränkungen aller Art an den schmutzigsten Dämon des Erwerbes festbinden?

Freilich hatten und haben alle diese Männer auch ihr Persönliches vor Augen, indem sie polemisch gegen Zustände und Personen auftraten und die Nemesis der Geschichte spielten. Aber was gäbe ihnen, Mönchen, Juden, Advocaten, Handwerkssöhnen, vereinzelten Individuen, die Kraft der Begebenheiten, geschichtlichen Einfluß und die Macht über ihre Gegner, wäre nicht ihre Persönlichkeit im Stahlbad der Ideen gehärtet und ihr Muth durch den Athem eines Höheren angeweht? Kampf für das Recht, Vertheidigung Anderer und Selbstvertheidigung nur in den Fällen, wo das Persönliche verflochten in das Allgemeine, das waren und werden stets die Kennzeichen großer Männer seyn — und ihre Unterschiede von großen Herren, die in der That unschuldiger als tausend andere in den bloßen Egoismus der Selbsterhaltung hineingeboren werden. Ideen wachsen nur sel-

ten und ausnahmsweise zu den hohen Fenstern der Prunkgemächer hinauf, und selbst Mirabeau, der sie in Gefängnissen und im Volke fand, berauschte sich nur so lange in ihrem Duft, bis sein persönlicher Haß gegen die Standesgenossen gesättigt war, und ein Lächeln der Königin ihn wieder zum Grafen erhob, und die goldene Scheere der Verrätherei ihm die Simson-Haare der Revolution, seine Stärke, abschnitt. Freilich wissen wir, daß große Herren von Natur indolent sind, und der Verfasser der **Tutti Frutti** bekennt es auch für sich selbst. Aber es bedarf wohl in den Zeiten, worin wir leben, nicht der Ermahnung eines Göttinger Professors, um sie von ihrer Indolenz aufzurütteln. Der Tuttifruttist rächt sich nicht allein als Schriftsteller an Recensenten, sondern er führt einen Standeskrieg gegen die bürgerliche Bureaucratie in Preußen, die den Adel verdrängt und gegen die Democratie in der Welt, die den Adel nicht anerkennt. Das alles dreht sich, wie man sieht, im Kreise persönlicher Selbstvertheidigung oder

standesbrüderlichen Egoismus; und wer den Fuß hinübersetzt, hat es mit ihm und den satyrischen Dornen zu thun, die aus seinem Princip der Vergeltung spitz und scharf genug herauswachsen. Uns, hoffen wir, schaden sie nicht. Denn wohin wir schreiten, suchen wir uns am Mantel der Zeit festzuhalten, und die Zeit schreitet auf Eisenfersen daher, und ihre Sohlen ritzt kein Dorn und sticht keine Schlange.

Brechen wir hier unsere einleitende Diatribe kurz ab, ohne Entschuldigungsgründe für ihren Ernst, oder für ihre Länge, oder überhaupt für ihre Statthaftigkeit anzuführen. Die **Tutti Frutti** scheinen freilich nur leichte Goldfische, die sich lustig im Wasser tummeln und zufrieden sind, wenn sie sich und anderen eine Stunde Unterhaltung verschaffen. Allein der Schein trügt, und schärfere Augen sehen auch den Rücken und die Floßfedern der Hechte, die zwischen den Goldfischlein auftauchen. Große Herren treiben alles spielend, und gerade das Ernsthafteste und Wichtigste zumeist. Sie stehen an

der Pharaobank der Gedanken und Begebenheiten, und biegen Paroli, ohne eine Miene zu verziehen. Es thut noth, daß wir ihnen auf die Finger sehen.

II.

Seit der reisenden Madame de Stael-Holstein sind fast alle Schriftsteller Reisende der Literatur geworden; einige sogar ausdrücklich in Geschäften und Aufträgen gewisser Buchhändlerhäuser. Die Bewegung bekommt jedem wohl, und auch der Literatur ist sie wohl bekommen, denn sie hatte lange gesessen, und war grau und hektisch geworden, und die Schriftsteller hatten alle Dintenkleckse an den Fingern, wie die Schuster Pech. Auch der Verstorbene debütirte zuerst mit einer Reisegeschichte, seinen Auf-

enthalt in England begreifend. Dieses ausgezeichnete Werk ist nicht allein mit vielem Geist geschrieben, sondern auch bei aller Leichtigkeit und Eleganz des Styls sorgfältig ausgearbeitet. Es bildet ein malerisches Ganze. In den **Tutti Frutti** (den meisten Deutschen ein Titel **à la Hottentotti**) bemerkt man, daß der Verfasser sein Publicum schon etwas in der Art behandelt, wie etwa eine eroberte Geliebte, in deren Gegenwart er sich keine Gêne mehr anlegt, und ihr in jedem Aufzuge recht und willkommen zu seyn glaubt. Er fliegt in die Thür, wirft sich auf's Sofa, spricht etwas Geistreiches oder Dummes, nimmt den Hut und empfiehlt sich. Ueber diese stutzerhafte Art vor dem Publicum zu erscheinen, ist aber das Publicum selbst Richter; und wir fühlen uns nicht berufen, dem Verfasser darüber Vorlesungen zu halten.

Der dritte Band der **Tutti Frutti** beginnt mit den Zetteltöpfen eines Unruhigen, fortgesetzte Ziehung. Die erste oder fünf und dreißigste Nummer ist überschrieben: „Morgen-

gespräch," und enthält einen Dialog von vier Zeilen:

Der Herr: War er drinnen?
Der Diener: Wer?
Der Herr: Der Pinsel.
Die Frau: Welcher?

Allgemeines Gelächter.

„Dieser Zettel," sagt der Verfasser, „ist von meiner Hand geschrieben, und wird daher wohl etwas bedeuten. Dennoch muß ich gestehen, daß ich selbst nicht mehr weiß, was; irre ich aber nicht, so muß eine einstige Geliebte Goethe's den Sinn vollständig erklären können."

„Rathe, Leser, es wird dir Mühe machen. Errathe — und du wirst große Zufriedenheit darüber empfinden."

Unglaubliche Dreistigkeit, das Publicum mit solchem Wisch zu mystificiren. Alzibiades hackte seinem schönsten Hunde den Schwanz ab, um die Athenienser zum Besten zu haben, und sie Tage= und Wochenlang über das eigentliche „Warum" dieses Attentats rathen und schwatzen

zu machen. Und auf ähnliche Weise will der lausitzische Standesherr die ehrlichen Deutschen foppen, nur daß er's umgekehrt anfängt, und aus Scherz einer alten räudigen Petze den schönsten Schwanz anbindet, und auf der Treppe des Goethe'schen Hauses zur Schau ausstellt. Was hat denn der arme Goethe an ihm verbrochen, daß er ihm solchen Gassenauflauf vor der Hausthür anrichtet?

Die folgende sechs und dreißigste Nummer enthält einen „Nebelzettel, d. h. einen solchen, der wie die Nebelsterne aus hundert einzelnen zusammengesetzt ist.“ Mit andern Worten, er enthält ein Gespräch, das vom Hundertsten in's Tausendste fällt. Der Eingang scheint uns deswegen merkwürdig, weil er die Natur des Verhältnisses berührt, worin der Verstorbene zu einem geistreichen deutschen Schriftsteller steht, der gerade in diesem Gespräch zwischen ihm und seinem hohen Gönner den Kern der Unterhaltung liefert. Die Stelle lautet:

„S. .... ist ein Philosoph ganz nach mei-

nem Geschmack, mir recht seelenverwandt. Ich will gleich erklären, wie. Man sagt, daß manche große jüdische Handelshäuser einen Beamten besolden, den sie „den Denker“ nennen. Von diesem wird weder eine Ausführung, noch selbst ein durch alle Puncte fortgeführter vollendeter Plan verlangt, sondern nur neue Ideen, Projecte, Ansichten, Einfälle, mit einem Wort: aus dem Gewöhnlichen Heraustretendes. Zündet eine solche Rakete, so wird anderen, bedächtigern, methodischern und gründlichern Geschäftsleuten die fernere Prüfung und Inswerksetzung überlassen.“

„So ist S. . . . . der Denker unsrer kleinen Lotterie.“

Diese Vergleichung, wie man sieht, ist mit der Zartheit eines russischen Knesen gemacht, der einen armen Teufel von Schriftsteller auf seinen Gütern füttert. Wir gestehen dem Verstorbenen, wir mögten lieber, wie Heinrich Laube, von ihm befeindet, als wie S. . . . . von ihm befreundet werden. Er kann uns noch

so schmeichelnd zurufen: „Komm' zu mir in meinen Wald und gewiß, wir wollen, oder ich müßte mich sehr trügen, noch die besten Freunde werden;" wir würden ihm eben so wenig willfahren, als wir die Bestallung zum „Denker" des Hauses Rothschild annehmen würden. O, Jean Jaques! O, Jean Jaques!

Die zusammengewürfelten Hauptgegenstände des Gespräches sind: Classen-Lotterie, neutestamentalische Wunder, interessantes Brieffragment, herrührend von einer reichen Frau, die den Verfasser bekehren will zum Glauben an Jesus, Mysticismus, und daß Socrates und Christus keine Mystiker gewesen, obgleich viele ihre Schüler, Fortschritte und Rückschritte der Menschheit nach gewissen Epochen, Vertheidigung des Duells, Characteristik der Engländer, politische Zukunft der europäischen Völker. Alle diese zum Theil hochwichtigen Themata werden in Siebenmeilenstiefeln überschritten. Der Eindruck ist der einer Drehorgel, die hintereinander alle ihre Stückchen von der Walze abschnarrt. Es sind

hübsche Sachen darunter, obwohl nichts Neues; und die besten Gedanken scheinen Arbeitspferde des Herrn S. . . . . ., die seinem Gönner Hofdienste leisten.

Darauf folgt, von Nr. 37 bis Nr. 63, ein mannigfaltiger Gedankenabfall. Von solchen Spähnen, wie man sie nennt, lassen sich mit leichter Mühe tausend Säcke füllen. Wir Deutsche sind noch nicht so weit herunter, daß wir von Brosamen leben müßten, die von hoher Herren Tafel fallen. Von Goethe's Tische herabgefallene Brosamen haben wir zwar geduldig aufgesammelt, und manche arme Schlucker sind dabei steif geworden im Rücken. Aber von Goethe schmeckt uns Alles nach Goethe, wenn's auch Einbildung war, und oft nur nach Herrn von Cotta schmeckte. Doch wäre uns in Goethe's sämmtlich sämmtlichen Werken kein Beispiel bekannt von einzelnen unzusammenhängenden Einfällen und Gedanken, die sich nicht irgend einer höhern Rubrik unterordnen ließen. So durchaus wüste Sammelei hat Goethe sich nicht gestattet.

Die drei und sechszigste Nummer befaßt die sogenannte Schlußunterhaltung aus den Zettelköpfen; obgleich, wie man sieht, von einem Schluß füglich nicht die Rede seyn kann. Züge von Enten und Kranichen haben ihre Beschließer; aber die Sperlinge, die an meinen Kirschen picken, oder die Schwalben, die um den Thurm flattern, nicht. Doch wir wollen der Schlußunterhaltung keine bloß verbale Correction zuwenden. Titel anderer Art nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Eingang sehen wir das preussische Ordensfest im Winter, mit seinen verfrorenen Rittern an der Tafelrunde ergötzlich verspottet. Der Leser lacht, und der Verfasser scheint es zu merken und lacht mit. Aber wie ein kluger Mann läßt er die glückliche Stimmung des Lesers nicht ungenutzt vorbeistreichen. Er citirt auf einmal die Geister der alten Ritter, die dann auf's Effectreichste groß und eisengeharnischt auf die Sessel der modernen, größtentheils bürgerlichen Ritter-Canaille in Frack und seidenen

Strümpfen niederrasseln, und, was uns Deutsche noch immer in gewisse Rührung zu setzen nicht verfehlt, mächtige Humpen, vierflaschenhaltige Humpen, statt winziger Champagnergläschen zum Munde führen. Wie ehrwürdig sind die alten Herren in ihrem Durst und ihrer Schwerfälligkeit, wie lächerlich die neuen Excellenzen, Präsidenten und Gerichtsräthe mit ihren kümmerlichen Gurgeln und Fräcklein — das liegt auf der Hand, und dieser Gedanke wird im glücklichen Halbscherze aufgeregt. Dann aber verfinstert sich das Gesicht des Geisterbeschwörers zum baaren Ernst, und er betrauert, daß statt der alten Ritter, gleich Wallfischen der Urzeit (wir unsrerseits finden das Bild von Haifischen persönlicher ziehend), nur dunkle Namen übriggeblieben, die man nicht mehr recht zu deuten wisse, und dennoch blindlings fortführe. Ein solcher Name sey so der Name **Ritter**, und so ziemlich auch der Name **Adel**. Dieses bringt ihn auf die Misére des heutigen Adels, und er erzählt eine wehmüthige Ge-

schichte von der Subhastation eines alten Ritterguts, die in der That bei jedem wohlgesinnten und gutmüthigen Hörer eine tragische Rührung absetzen muß; wie sie gegentheils wider den Kannibalismus eines preussischen Justizbeamten aufbringt, der beim Subhastationsmahl von den letzten Pfennigen der verunglückten Familie bestritten, in die Worte ausbrach: „So ist es schon recht! Dies Volk muß erst alles zum Teufel fahren, eher wird's nicht besser werden. Was schadet's denn dem Lande, daß sie ihre Güter verlieren, es werden immer andere da seyn, diese wieder in Empfang zu nehmen.“ Nachdem nun der Verfasser letztere Worte gehörig, aber wie uns scheint, unnöthig unterstrichen, und des Lesers großherzige und mitleidige Theilnahme am Dahinsinken alter Geschlechter erregt hat, beschuldigt er diese selbst, durch eine große Thorheit die Nemesis der Geschichte über ihr Haupt geführt zu haben, und zieht schließlich das eine große Medicament aus der Tasche, das den Adel

einzig noch retten, ja ihn sogar zu mehr machen könne, als er je in Deutschland gewesen.

Leser, die in „Franz Baltisch," dem politischen Receptenbuch eines norddeutschen anglomanischen Arztes geblättert, solche Leser wissen sogleich und noch unbesehen den Inhalt des recipe, das der Verstorbene offerirt. Sie werden dem Verfasser (wie es in seinem eigenen Gespräche geschieht) zurufen: „Ach! ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Nach Ihnen soll eigentlich der Edelmann nicht mehr, sondern sein Landbesitz den Adelstitel führen."

Darauf antwortet der Verstorbene: „ganz recht," und zieht ein andres Papier hervor, auf dem er die Zukunft des jetzigen deutschen Adels und seines anglisirten, oder wie er ihn nennt, vernunftgemäßen Adels mathematisch berechnet hat. Der Merkwürdigkeit wegen setzen wir diese Tabelle hieher. Dem Stammvater dieses imaginären Stammbaumes giebt er zehn Söhne, den Söhnen und Enkeln, jedem zwei männliche

Nachkommen, jeder Generation herkömmlich den Zeitraum von dreißig Jahren.

Unser Adel.

Jahreszahl.	Barone.	Thaler Einkünfte.	Nützliche Gemeine.
1830	1	6000	0
1860	10	600	0
1890	20	300	0
1920	40	150	0
1950	80	75	0
1980	160	37½	0
2010	320	18¾	0

Vernunftgemäßer Adel.

Jahreszahl.	Barone.	Thaler Einkünfte.	Nützliche Gemeine.
1830	1	6000	0
1860	1	6000	9
1890	1	6000	19
1920	1	6000	39
1950	1	6000	79
1980	1	6000	159
2010	1	6000	319

Aus dieser Tabelle ersieht sich, wie schlimm es mit „unserm Adel," und wie gut es mit dem „vernunftgemäßen Adel" in Zukunft gehen muß. Miserabel links, formidabel rechts, bliebe dem Adels-Corps in der Mitte kaum noch ein Bedenken übrig bei der Wahl, brächten nicht die Mütter und jüngeren Söhne und ein klein wenig auch die antifeudale Richtung der Zeit eine nicht unbedeutende Opposition zu Wege. Ja, diese Zeit ist auf so arge und ärgerliche Weise unpoetisch, daß sie sich nicht entblödet, zu behaupten, die ganze Frage nach Zulässigkeit der Majorate laufe eigentlich auf die Frage hinaus: ob man seine Schulden bezahlen solle oder nicht. Gefühlloser und maulwurfsartiger kann man nicht das Fundament der Adelspoesie untergraben.

Doch wir ergrifen hier die gute Gelegenheit, mit vorläufiger Ueberspringung des vierten Bandes **Tutti Frutti**, im Kurzen einer politischen Abhandlung zu erwähnen, die beinahe den fünften, und wie's scheint, letzten Band

derselben ausfüllt. Diese Abhandlung führt den Titel: „Politische Ansichten eines Dilettanten," und führt eigentlich nur die beregten fixen Majorats-Ideen weitläuftiger aus, indem sie dieselben zugleich in ihrer absoluten Wichtigkeit für die Stabilität der Throne und die innere Maschinerie repräsentativer Verfassungen auseinanderlegt. Dieser Aufsatz ist unter andern den Prinzen eines norddeutschen Hofes vorgelegt worden, und hat sich von deren Seite der meisten Aufmerksamkeit und mancher geistvollen Belehrung erfreut. Das ist die eine Merkwürdigkeit, die wir daran hervorheben; die Zukunft wird vielleicht unsern Fingerzeig rechtfertigen. Die andere Merkwürdigkeit ist, daß auch unbegüterten Staatsmännern und Kriegern von großem Verdienst die glänzende Aussicht eröffnet wird, durch königliche Dotation in den Majoratherrenstand, in das constitutionelle Edelmannsthum aufgenommen zu werden, inclusive einige ehrenwerthe Capi-

talisten, die ihr Vermögen in Gütern anzulegen willens sind.

Und nun fort mit den Majoratsplänen der **Tutti Frutti**, mit den ungeborenen Kinder des Verstorbenen, um schließlich ein Paar Worte über einen wirklichen Sprößling seines Geistes zu sagen, der in der Erzählung: „Acht Frühlings- und Sommertage aus dem Leben Mischlings,“ auftritt. Sie füllt einen ziemlichen Theil des dritten Bandes und beinahe den ganzen vierten. Obgleich Goethe's Mignon und Wilhelm Meister und andere Goethesche Figuren hier ihre leibliche Resurrection in vergröberter Gestalt zu beklagen haben, stehen wir doch nicht an, diese Novelle nicht allein dem Publicum, sondern auch den Novellisten von Handwerk zu empfehlen. Sie mögten Vieles daraus lernen können, und hauptsächlich, wie Jeder seine nächsten Umgebungen mit Glück novellistisch bearbeiten kann.

Raupach und die deutsche Bühne.

Stellen wir gleich in den Anfang dieses Aufsatzes eine merkwürdige Thatsache hin. Müllners Schuld war das letzte deutsche Drama, das electrisch auf die Massen wirkte. In dieser Hinsicht kömmt keine spätere dramatische Erscheinung der Schuld gleich. Von Vergleichung des poetischen Werthes ist hier nicht die Rede. Man wird uns zutrauen, daß wir in der Schuld weder Poesie noch gesunden Menschenverstand finden. Der Advocat von Weissenfels hatte ohne Zweifel die Bemerkung gemacht, daß Schillers Wittwe, die tragische Muse, in unglücklichen Umständen lebe. Er bemächtigte sich des halbverlorenen dramatischen Prozesses, und gab demselben durch Practiken und Rabulistenkünste einen flüchtigen Schimmer von Sieg.

Er lud die Schläge des Schicksals in die gelben knöchernen Finger einer Zigeunerin, und das volle Haus wurde erschüttert; und das war ein Beweis, daß die uralte Schicksalsidee selbst noch in ihrer verstandeslosen Entartung machtvoll auf die Zuhörer einwirken und sie mit religiösem Grauen erfüllen kann.

Was Müllners Schuld damals für Deutschland, das sind gegenwärtig die Dramen von Viktor Hugo und Alexander Dümas für Paris und Frankreich. Die Franzosen sind enthusiasmirt für ihr junges Drama. Das ist eine beneidenswerthe Sache für ihre Dichter. Wir wollen ein volles Haus, gespannte Theilnahme, erschütterte Herzen, leuchtende Blicke, Bewunderer, Freunde, Feinde, Neider, kurz: analoge dramatische Erfolge — solche, die ihnen factisch nicht zu Theil werden, solche, die ihnen Königsgunst nicht ersetzen und nur Volksgunst gewähren kann.

Woher findet die dramatische Kunst in Deutschland so wenig Beifall? Woher welkt

der in Frankreich blühende tragische Zweig dieser Kunst? Das ist die außerordentlich wichtige Frage, die uns oft beschäftigt. Die Kritiker sind gewohnt die Dichter anzuklagen, die Dichter klagen die Schauspieler an, die Schauspieler wälzen den Stein auf's Publicum. Es ist wahr, alle drei Parteien haben recht. Aber die Dichter sind im Nachtheil, denn sie haften für die Schuld in solidum. Von der Dichtkunst erwartet man Alles, selbst das Unmögliche. Sie muß Wunder thun, und durch Wunder ihre himmlische Abkunft beglaubigen. Woher heißt sie die göttliche, wenn sie nicht durch angestammte Kraft sich geltend machen kann? Im Glück ist jeder Mensch ein Dichter, die Saiten tönen von selbst. Wenn die Zeit tanzt, so läßt sich leicht ihr aufspielen! Aber, wenn die Zeit lahm und mißmüthig, überreizt, erschlafft an der alten Gasttafel sitzt, dann muß der gottgesandte Spielmann hereintreten, und durch frische nie gehörte Töne die langweiligen Gesichter, halbgeschlossenen Augen, die hängenden Lippen,

die müden Beine der Gäste in neue Thätigkeit setzen. Wer ist dieser Spielmann? Wie sieht er aus, wie geht er gekleidet, in welchen Gesichtszügen und Manieren ist er früheren, Schiller, Shakespeare, ähnlich, in welchen unähnlich? Wer's wüßte, wäre der Spielmann selbst, oder der ihn gesehen hätte im Traum. So viel ist gewiß, Immermann ist es nicht, Raupach ist es nicht. Grabbe ist vielleicht seine geniale Mißgeburt.

Immermann und mehr noch Raupach haben nach dem Kranz gerungen, dramatische Nationaldichter zu seyn. In Raupach's besten Stücken agirt fast immer ein Stück deutscher Geschichte. Raupach arbeitet sogar an dem riesenhaften Plan, die ganze deutsche Reichshistorie bis zum westphälischen Frieden in Dramen umzuschreiben. Wir können darüber aus der Quelle berichten. Seit zehn Jahren beschäftigt er sich mit dem Zuschneiden dieses ungeheuerlichen Stoffes. Seit dem Sommer 29 hat er einzelne Partien gefertigt. Die Geschichte der Hohen-

staufen, jetzt zur Hälfte beendet, wird einen Cyklus von sechszehn Dramen umfassen, von Friedrich dem Rothbart bis Konradin. Diesem schließt sich ein kleinerer Cyklus unter dem Titel: „Rache für die Hohenstaufen" an, bestehend aus sechs Dramen — die sicilianische Vesper — Bonifacius VIII. — König Heinrich VII. — Der Untergang der Tempelherren — König Ludwig der Baier. Cyklen sind aber, wie bemerkt, nur Theile eines größeren Ganzen, das die Geschichte des Mittelalters in seiner Hauptrichtung der Kirche von Otto I. bis zum westphälischen Frieden darstellen soll. Er selbst zweifelt freilich an der Vollendung durch eigene Hand, wird aber jedenfalls seine Plane hinterlassen und hofft auf einen Fortsetzer. Jene beiden Cyklen gedenkt er aber selbst auszuführen, wenn er bis zum Jahre 1840 lebt und arbeitsfähig bleibt. Aber auch schon diese werden 22 meist lange Stücke, (auf der Bühne erscheinen sie immer abgekürzt) also eine ganz artige Zahl von Bänden ausmachen.

Vor zwei Jahren hat Raupach sogar noch ein Uebriges gethan: er ging in die Fabelzeit der Deutschen zurück und dramatisirte die Nibelungensage, uralte Bruchstücke germanischer Helden und Völkersagen, worin Norden und Süden, Heidenthum und Christenthum zuletzt zusammengeschmolzen, Sagen, deren erste dichterisch willkührliche Bearbeitung im Liede der Nibelungen, eine spätere prosaische im gehörnten Siegfried vorliegt.

Wir wollen uns weder auf die Beurtheilung dieser letzterwähnten Arbeit, noch auf die Beurtheilung der zahlreichen übrigen Producte Raupachs im Einzelnen einlassen.

In Raupach steckt mehr als ein Dichter, aber alle zusammen machen keinen ganzen aus. Seine Dramen können, ohne lächerlich zu werden, in's Holländische übersetzt und mit gutem Anstand von holländischen Schauspielern aufgeführt werden. Er scheint sogar im Drama der Nibelungen dieses Glück vor Augen gehabt zu haben, indem er den deutschen Siegfried des

Niederrheins (den nordischen Siegfried) zum Holländer macht, welches Quiproquo wir keinesweges für die leichteste und unverfänglichste Charakterfälschung unter den übrigen halten.

Wir haben uns dagegen vorgesetzt, bei Erwähnung der Raupachschen Nibelungen und jener national-dramatischen Cyklen, den Begriff einer nationalen deutschen Bühne zu erläutern, und danach den Werth der Raupachschen Stücke benannter Gattung an einem höheren allgemeinen Maaßstabe abzumessen. Auf diese Weise entgehen wir der unfruchtbaren Kritikasterei, die herüber, hinüber schwatzt, dieses lobt, jenes tadelt, und zu gar keinen möglichen Resultaten führt. Gott weiß, wie uns solch kritisches Gewäsche zum Ekel geworden. Hätten wir keine Ahnung des Besseren, Tüchtigen, oder verzweifelten wir überhaupt an der Zukunft der deutschen Bühne, so würden wir Zeit und Papier nicht verschwenden, um uns und unsere Leser auf der einmal abgeschlossenen Bahn eines fertigen Dichters kritisch umherzukugeln.

Es ist ein Irrthum von Raupach, wenn er sich den Kranz eines deutschen Nationaldichters dadurch zu erringen strebt, daß er vorzugsweise national-geschichtliche Stoffe zu bearbeiten wählt. Nicht aus dem Stoffe holt man sich solchen Ruhm, sondern aus dem Geist und aus der Bearbeitung desselben. Der Dichter hat andere Zwecke vor Augen, als die Bühne zum Katheder der Geschichte zu machen. Schiller, der doch wohl ein Nationaldichter war, hat nur ein einziges Drama gedichtet, das wir Deutschen, im historischen Sinn, als national ansprechen dürfen, den Wallenstein; und auch diesen Stoff wählte er nicht, weil er national, sondern weil er tragisch war. Aus einem andern Grunde machte sich Goethe an den eisenhändigen Ritter. Dieser Götz von Berlichingen verdankte seinen Ursprung einem Reflex des damaligen jugendlichen Zeitgeistes am Spiegel der blankgeharnischten Vergangenheit. Goethe schnallte sich den Harnisch des letzten deutschen Ritters um die Brust, und holte mit der eisernen Faust

rechts und links einige sausende Quarten aus, freilich ohne Ziel und gleichsam nur als Kraftproben, um Philistern und Schwächlingen zu zeigen, daß deutsche Kraft und Naivität noch nicht erloschen sey und Thaten fordere. Fand dieses unbestimmte Gefühl den ungeheuersten Anklang in der Jugend des Volks, so ergibt sich eben aus diesem Beispiel, wie mächtig Dichtungen wirken, welche auf solche historisch nationale Momente basirt sind, die zugleich einen zeitgeschichtlich nationalen Charakter tragen. Auf diesem Gebiet, wenn irgendwo, wachsen die Lorbeeren des national historischen Dramatikers unserer Tage. Dasselbe ist freilich enger, als es sich Sophokles und Shakspeare gesteckt haben. Aber diese beiden Dichter schrieben für eine Nation, deren Geschichte in Sagen und großen Erinnerungen fortlebte, und dazu viel gestaltenreicher und tragisch ergiebiger war, als unsere deutsche. Diesen Unterschied hat Raupach nicht bedacht, als er sich Shakspeare zum Muster nahm. Freilich würde nie Shakspeare auch

in viele Abschnitte der deutschen Geschichte mehr Leben und Poesie bringen, als bisher unsern Dramatikern geglückt.

Wir haben Schiller einen Nationaldichter genannt, insofern er allen Ständen und Classen der Nation als Dramatiker zusagte, ohne damit behaupten zu wollen, daß er diesen Namen und den vollen Ruhm desselben mit Sophokles und Shakspeare, oder auch nur mit Calderon theile. Wie diese, konnte Schiller nicht Nationaldichter seyn, und dieser Name, der sonst mit dem Ausdruck classischer Größe zusammen fällt, bezeichnet uns, von Schiller gebraucht, eben so sehr die Stärke als die Schwäche des ewig theuren Mannes. Denn, man merke wohl, worin das große Glück jener Dichter eigentlich bestand. Sie dichteten für eine Nation, in welcher die äußeren Lebensverhältnisse zwar sehr bunt und mannichfaltig, die inneren Culturzustände aber durchaus nicht sehr verschieden waren, so daß Glaube, Geschmack, Sitte, Lebensansichten, Charakter, ein starkes volksthümliches

Gepräge trugen. Um dem Volke zu gefallen, waren sie keineswegs in die Nothwendigkeit versetzt, die Ansprüche der höhern Stände zu verletzen oder umgekehrt, aus Rücksicht für diese, den Beifall des Volkes zu verscherzen und die Geschmacksansprüche desselben zu verkümmern. Das Volk war die Nation, die Nation das Volk, und weil Englands Shakspeare Volksdichter war — wozu Geburt und Schicksale ihn bestimmten — ist er Englands Nationaldichter geworden. Das war der Grundstein, auf dem er die unvergänglichen Denkmäler seines Ruhms aufführte.

Allerdings gab es auch in Deutschland eine Zeit, wo Volk und Nation in einen Begriff zusammenfielen. Allein wegen beständiger äußerlicher Zerrissenheit und dem Mangel einer Hauptstadt, die alles Mächtige, Glänzende und Hervorstechende des deutschen Mittelalters versammelt hätte, hauptsächlich aber der religiösen Spaltungen und ihrer Folgen wegen, welche das Ende des deutschen Mittelalters bezeichne-

ten, hat diese Zeit keinen dramatischen Nationaldichter erzeugen können. Des deutschen Volkes Eigenthum waren einst die großen epischen Nationallieder, welche die Geschichte seiner Helden und Stämme besangen und sein Gemüth mit den Erzählungen von Liebe, Verrath, Ehrgeiz, Abenteuer, Kampf, Todtschlag, Untergang der Macht und Größe und dem furchtbar gerechten Walten des Schicksals erschütterten. Was ihm damals die wandernden Stabsänger vorsangen von Siegfried und Chrimhilde, giebt ein Raupach ihm nicht wieder. Dieses Volk liebt freilich immer noch, wie vor tausend Jahren, mächtige Aufregungen der Phantasie, kühne Bilder, rasche Thaten, starke Gegensätze von Glück und Leid, starke ungebrochene Charaktere, Humor, der es in guter Laune erhält, Schicksale, die ihm das Herz beben machen, ja, was das letztere betrifft, so sagen wir's geradezu und ohne Furcht vor Mißverständniß des gebildeten Hochmuths, das Volk hat ein feineres Ohr für den leisen schauerlichen Schritt des

nächtigen Schicksals und ein religiöseres Grauen vor den Helden des Liedes und der Tragödie, denen das Schicksal auf dem Fuße nachfolgt, und einen Rückenstoß vom Gipfel des Sieges und der Macht in den Abgrund zudenkt. Aber an welche Gegenstände ist dieses Volk bei uns verwiesen, um seinen dunkeln poetischen Trieb zu befriedigen? Vor Kasperle's Gardine und vor jene bunt und grell gekleckste Wachsleinwand, auf deren gemeine Gräßlichkeiten es so starr seine Blicke heftet, wie der danebenstehende rothhaarige Kerl seinen Stock. Das ist ein treues Bild des heutigen Volkes, der heutigen Volkspoesie und der heutigen Stabsänger. Schon früh verlassen von seinen adlichen Dichtern und von seinen gelehrten Dichtern und nun auch allmählich um den Rest der Lieder kommend, die als seine kleinere Poesie auf die große Poesie folgte, wie die kleineren Propheten auf die großen, ist dieses Volk der gänzlich verwilderte Grund und Boden uralter deutscher Poesie, dem auch die größten Dichter der neue-

ren Zeit Ursprung, Saft und Kraft verdanken, ohne sich mit der Abtragung ihrer Schuld eben große Mühe zu machen. Wir sagen, das Volk ist das rohe, verwilderte, aber schöpfungskräftige Urelement des National-Poetischen, so weit dieses noch nicht untergegangen. Es ist die granitne Unterschicht der Nationalität, über welcher sich die späteren Culturformationen der Staatsgesellschaft gelagert haben. Es gleicht dem kraftkeimenden Chaos der Pythagoräer, das nach der Lehre dieser Philosophen die gebildete Welt von allen Seiten umgibt und ihre Lücken und Abschleißungen ersetzen muß. Leider fällt aber kein bildender Lichtstrahl zurück in dieses Chaos, und die gebildete Welt beschränkt ihre Dankbarkeit auf schulmeisterliche Bemühungen, und behält ihre Poeten, die wahren Schöpfer und Bildner für sich. Die poetischen Kräfte, die dem Herzen des Volks entwachsen und in den Kreis der Bildung übertreten, verläugnen sehr bald ihre Herkunft. Das ist ein Unglück für die Poeten und ein Unglück für

das Volk. Sie werden entweder die Leibpoeten des Philisterthums, das unmittelbar über dem Volk lagert und die breite Oberfläche des Lebens einnimmt; oder sie werden die Poeten der Gebildeten, d. h. verschiedener unter sich streitiger Cliquen, welche die gesellschaftlichen Culminationen der Macht, des Geistes, der Gelehrsamkeit u. s. w. repräsentiren.

Nennen wir nun einen Dichter, der die gesammten Elemente, woraus die Nation gegenwärtig besteht, einigermaßen zu befriedigen weiß, einen deutschen Nationaldichter, so machte keiner diesem Namen größere Ehre, als eben Schiller. Das Herz, das ihm im Leibe schlug gehörte dem Volk. Glühend, leidenschaftlich, athmend für das Große und Ungeheure in Schicksalen, Tugenden und Verbrechen blieb er der Mann des Volks in den fulminantesten Augenblicken seines Genies, wie er zuerst als Jüngling, und zwar voll und ganz, in den Räubern aufgetreten war. Sentimental, verständig, gutmüthig, rednerisch entsprach er

der sehr achtbaren Zuhörerschaft, die sich ungern den tragischen Dolch geradezu auf die Brust setzen läßt, wenn sie ihn nicht durch den Knauf schöner Phrasen und Redensarten unschädlich gemacht sieht. Dem nach Gestaltung und künstlerischer Formvollendung strebenden Schiller befreundeten sich aber die Freunde Goethe's und Goethe selbst, der einen ähnlichen Dichterlebenslauf, nur entschiedener, durchgemacht, genau betrachtet aber niemals für das Volk, sondern immer nur aus dem Volk, aus dem geistigsten desselben, gedichtet, und die eigentliche Kraft seines Lebens daran setzte, nicht sowohl den geschichtlich dramatischen Sinn dieses Volkes auf der Bühne darzustellen, als den ruhigen, verständnißinnigen, elfenhaften Natursinn desselben, die stille Poesie der Deutschen, in die Hallen der Wissenschaft einzuführen.

Nach dieser Darstellung brauchen wir wohl kaum das eben angedeutete Urtheil über Schillers Ruhm als deutschen Nationaldichter gegen die blinden Verehrer Schillers zu rechtfertigen.

Gestehen wir uns ein, daß sein großer Werth unter diesem Ruhm nicht erhöht, sondern geschmälert erscheint, und daß nur die außerordentliche Kraft und der poetische Adel seines Geistes im Stande waren, ihn über die prosaische Mittelstandsregion hinauszuheben, die mit ihrem lauten rauschenden gefährlichen Beifall ihn festzubannen strebte. Nachdem er in Don Carlos beinahe ihr Opfer geworden, erstieg er in Wallenstein eine der höchsten Staffeln der Kunst, auf der ihn der Tod überraschte.

Wir, sollen wir jungen Dichtern den Rath geben, in Schillers Fußstapfen zu treten, und gleich ihm nach dem Ruhm zu trachten, deutsche Nationaldichter zu heißen? Nimmer. Andere Sterne winken der Zeit, andere Ziele thun sich ihr auf, und kaum bedarf es der Warnung für eine junge dramatische Kraft, die in Freiheit ihr Talent spielen lassen kann, sich nicht den trägen Angewöhnungen der Bühnenwelt und den philisterhaften Bedürfnissen eines Publikums zu unterwerfen, das sich vor einem ächt tragi-

schen Drama ärger fürchtet, wie vor der Pest. Dem Unpoetischen nirgends eine Concession, das Poetische, das euch beseelt und durchglüht, nackt und kühn vor die Augen des Volkes hingestellt, in großen leuchtenden Frakturgedanken, die gesehen und erkannt werden können von der dunkeln Höhe der Gallerie. Wendet euch an das Volk und Alles, was noch frisch und kernhaft fühlt unter den Gebildeten und im Mittelstande — und deren sind Viele — wird euch seinen Beifall nicht versagen. Seyd ihr aber geboren zu Meistern und wahrhaft berufen, so wird euch die eigenthümlichste Form und die lebendig reichste Gestaltung eben so wenig entgehen, als sie Shakspeare entging. Werdet Volksdichter, das ist unsere kurzgefaßte Meinung, die des Breiteren und Näheren auszusprechen, wir noch mannigfache Gelegenheit haben werden.

Um aber noch zum Schlusse dieses Aufsatzes unser Versprechen zu lösen und Raupach mit dem Maaße zu messen, womit wir selbst

gemessen seyn wollen, treten wir einmal in die dramatische Laufbahn ein, so glauben wir, nach bestem kritischem Gewissen uns folgendermaßen aussprechen zu dürfen.

Raupachs Beruf zum deutschen Bühnendichter ist mehr ein äußerlicher, als ein innerlicher. Seine Stücke haben nichts Nothwendiges in ihrem Ursprung. Er umarmt die Muse nicht aus sehnsüchtiger Liebe und unwiderstehlichem Drang, sondern wohlbedächtig um Kinder zu erzeugen. Er kam aus Rußland, sah die deutsche Bühnennoth und half ihr ab, wie man ihr nur in dieser Absicht willkührlich abhelfen kann. Seine Dramen sind Lückenbüßer, reich an glänzenden Stellen, womit er wie mit einem goldgestickten Mantel die Blößen der dramatischen Kunst zudeckt. Sie sind weder alt noch jung und haben keine innere nothwendige Geschichte und Reihenfolge.

Raupach möchte gern die Rolle eines deutschen Nationaldichters spielen, wie Schiller; allein dazu fehlt ihm das A und das O, die

naive poetische Kraft des Volkes und der Adel der Kunst. Diesen Mangel sucht er zu ersetzen; indem er historisch-nationale Stoffe ergreift und durch deren Masse dem gewöhnlichen Auge imponirt. Darüber haben wir schon oben unsere Meinung gesagt. Zum nationalen Dichter kann er sich nicht durcharbeiten, zum idealen nicht aufschwingen, und es sparte ihm Kraft, Zeit und Mühe, wenn er sich selbst über das Vergebliche dieser Bemühung aufklärte.

Karl Immermann.

Das bisherige Drama führt einen ungleichen Kampf des Wetteifers gegen die heutige Oper. Worte können nicht bestehen gegen Musik, Gesang ist mehr als Declamation, die musikalischen Motive wirken ungleich schneller, feuriger, tiefer, als die rednerischen Motive. In der einzigen Barkarole der Stummen von Portici sind zehn Wilhelm Tell's enthalten.

Sind Worte das Höchste in der dramatischen Kunst, so ist die dramatische Kunst verloren und nicht zu retten.

Was aber Goethe vom Leben sagt, „Worte sind nicht das Höchste, sondern der Geist, aus dem gehandelt wird, der ist das Höchste," das

gilt auch vom Drama — dem recitirenden, wie man es bisher nannte, weil in der That Recitation die Hauptsache blieb.

Das Drama muß mit dem Mittel ausgerüstet werden, das es befähigt, an der Seite der Oper, ja über derselben seinen Platz zu behaupten. Die Handlung, untergeordnet in der Oper, bloße Nebensache, Träger der verschiedenen Eindrücke, die durch Poesie, Musik, Malerei erregt werden, die Handlung muß im Drama Hauptsache seyn.

Charaktere, an welche sich das Interesse der Zuschauer zunächst anknüpfen, an welchen es sich festhalten muß, werden geschildert durch Worte, dargestellt durch Handlungen. Erstere Art wendet sich durchs Gehör, letztere Art durchs Auge an die Phantasie. Erstere Art ist oratorisch, recitatorisch, und wird auf der Bühne verdrängt durchs Musikalische; letztere Art allein ist theatralisch.

In jeder Handlung unterscheiden sich aber zwei Momente, ein äußerlicher und ein inner-

licher. Die bloße Aeußerlichkeit der Handlung ist weder zur Charakterbestimmung noch zur Festhaltung des Interesses hinlänglich. Schon das Sprichwort sagt, **si duo faciunt idem, non faciunt idem.** Es kommt auf den Geist an, woraus gehandelt wird, auf die höhere Bedeutung, die sich an das Augenfällige und Sinnliche knüpft. Die theatralische Handlung muß zugleich symbolisch seyn; denn eine Handlung, die nicht über ihre Unmittelbarkeit hinausgeht, die auf nichts Höheres hindeutet, sättigt das Auge und schlägt die Phantasie in Fesseln.

In der dramatischen Symbolik ruht das Geheimniß der Kunst, die Zukunft des Theaters. Der dieses Geheimniß offenbarte, heißt wieder Wolfgang Goethe; die es nicht begriffen, sind seine Zeitgenossen.

Nach diesen vielleicht etwas dunkel und orakelmäßig Apophlegmen sprechen wir die Absicht aus, uns mit Carl Immermann und der Vergleichung seines älteren Trauerspiels in

Tyrol mit „Andreas Hofer, Sandwirth von Passeyer," *) einer neuen Umarbeitung jenes Trauerspiels, zu beschäftigen.

Carl Immermann hat sich lange herumgeplagt mit einer großen dramatischen Kraft, worüber er nicht Herr und Meister zu werden vermochte. Seine Stücke verrathen uns angeborene scharfe Naturlaute, entschiedenen Drang nach Gestaltung, Verachtung des sentimental oratorischen Zeitgeschmacks, Einsicht in das poetisch Wirkende der dramatischen Kunst. Aber mit allen diesen Eigenschaften brachte er nichts hervor, was eine neue Bewegung eingeleitet hätte. Spurlos gingen seine Dramen vorüber, keiner Seele zur Begeisterung, keinem Talent zur Nacheiferung. Die Ursache liegt uns sehr deutlich in seinen eigenen Werken zu Tage. Es geht ihnen ab der starke warme Hauch der

*) Carl Immermann's Schriften. Dritter Band. Düsseldorf, Verlag von J. E. Schaub. 1835.

Poesie, der widerstrebende Bildungselemente versöhnt und Natur und Studium in ein Ganzes umschmilzt; es geht ihm ab der tiefe tragische Geist der Volksdichtung, ohne den kein Dramatiker zum Tragiker sich aufschwingt. Wir sprechen gewichtige Worte aus und wissen das sehr wohl; es sind Worte, die über Immermann als tragischen Volksdichter den Stab brechen; aber sie wollen ihm keineswegs eine andere, seinen hohen Kräften und Bildungsmitteln zugängliche Sphäre absprechen.

Carl Immermann hat uns in seiner Umarbeitung des Trauerspiels in Tyrol gezeigt, daß es von seiner Seite nur des festen Entschlusses bedarf, um einige Haupthindernisse zu besiegen, welche bisher der dramatischen Wirkung seiner Bühnenstücke in den Weg traten. Sein Andreas Hofer, Sandwirth von Passeyer, wird als ein neues Stück über die Bühne gehen, und, wenn auch nicht von Seiten des Stoffes — der bleibt einmal mehr jammervoll als tragisch — doch von Seiten der Behandlung

sich eines allgemeinen ungetheilten Beifalls erfreuen.

Shakspeare hat Immermann auf Irrwege geführt. Es scheint uns, als habe er sich nie zum Schreiben niedergesetzt, ohne sich die ängstliche Frage vorzulegen, wie und was würde Shakspeare schreiben, säße er hier in deinem Lehnstuhl und ginge schwanger mit Cardenio und Zelinde und dem Bauernkrieg in Tyrol und Kaiser Friedrich dem Zweiten. Er verfertigte auf diese Weise Uebersetzungen von Stücken, die er in Gedanken Shakspeare unterschob. Man wundert sich oft ordentlich über die frischtröpfelnden Worte und das starke Gepräge der Originalität. Man möchte irre werden, ob sich solche geborene Kraft aus einer Uebersetzungsfeder quetschen ließe, würde man nicht im nächsten Augenblick durch irgend eine mißrathene Anmuth, durch ein genähtes Witzspiel, eine fremdartig aussehende Blume, eine gezierte steife Wendung an die Shakspear-Uebersetzungen von Tieck, Schlegel und zumal von Voß erinnert.

La Coste.

Ich bin untröstlich, gute schöne Elsi,
Ein munter Liebsgespräch wird nicht gelingen —
welcher Versicherung die schöne Elsi nicht einmal bedürftig war, denn ein Liebsgespräch und nun gar ein munter Liebsgespräch ist ein Artschlag vor Amor's Stirn.

Fleury.

O Mißgeschick! o du dummes Spiel des Zufalls!
Von hundert Meilen komm ich her zu fallen
In dieser argen wüsten Bauernschlacht;
O Ruhm! o Ehre! eurem Wort gehorcht' ich
Mein Leben lang, und nun gebt ihr zum Dank
Mir nicht einmal den Tod auf euerm Felde.

Wie lautet das in englischen Jamben? Und wie reimte sich der Gebrauch solcher puppenspielerisch-klingenden Redensarten (obige ist aus dem Trauerspiel in Tyrol; am dichtesten keimt die böse Saat in Cardenio und Zelinde) mit Immermann's kritischen Angriffen auf das declamatorische Unwesen der Dichter und Schauspieler in der Vorrede zum Trauerspiel in

Tyrol? Wir heben diese Stelle heraus, sie ist eine Warnung gegen verblendete Anmaßlichkeit, die eher jeden andern, als sich selbst bei der Nase faßt. „Die Schauspieler," sagt er, „welche natürlich so reden müssen, wie die Stücke es ihnen auflegen, und wie es das Publicum verlangt, haben bei diesem Stande der Dinge sich eine eben so ungehörige Manier angewöhnt. Denn entweder gerathen sie in eine gemeine Natürlichkeit, oder sie suchen das tragische Pathos in einem hohlen, singenden Predigerton. (O Mißgeschick! o dummes Spiel des Zufalls!) Stücke, welche den Spielern anmuthen, sich in die Charaktere zu vertiefen, worin es gilt, wahre Naturtöne zu finden, weil das Wortgeräusch mangelt; worin überhaupt alles mit einer gewissen Poesie gespielt werden muß, erklären sie deshalb für nicht darstellbar, und sie haben freilich nach dem Stande ihres Vermögens und ihrer Bildung recht."

Von Shakspeare sind wir gewohnt, daß er seinen dramatischen Geschöpfen eine gesegnete

Fülle von Gedanken, Bildern und Einfällen über die Lippen strömen läßt und daß er auch wohl zu Zeiten eine gute Portion von jener frostig-witzigen Rhetorik einmischt, die am Hofe der Königin Elisabeth und unter den Schöngeistern jener Tage zum Modestyl gehörte. Immermann ahmte diese Rhetorik so wunderbar nach, daß er bei der Königin Elisabeth gleich hätte zum Handkuß gelassen werden können. Von der Scylla der sentimentalen Rhetorik seiner Zeit, fiel er in die Charybdis der humoristischen Rhetorik und der frostigen Witzelei eines seit Jahrhunderten verhallten Hoftons. Von Shakspeare sind wir gewohnt, daß er seinen Stücken einen balladenartig phantastischen Wurf gibt und der Einbildungskraft seiner Leser die wildesten Sprünge anmuthet; von Shakspeare, daß er sich nicht durch das Auge, sondern durch das Ohr einstiehlt, und sich weniger an Zuschauer als an Zuhörer wendet; daß seine Stücke, wie Goethe sagt, dramatisirte Erzählungen sind, Erzählungen, deren unendlich wech-

felnder Reichthum vorüberschwebt gleich einem Hauche der Lippen, ohne sich mit einem Sichtbaren zu vermählen und in einer stetigen Reihenfolge dramatischer Symbole und Handlungen anschaulich zu werden. Carl Immermann ritt ihm nach ins alte romantische Land; er rechnete fast noch gläubiger als Shakspeare auf die Blindheit, die großen Ohren und die nachhelfende Phantasie seines Publicums.

Kann es ein Dichter weit bringen auf diese Weise, weiter als Shakespeare kann er es nicht bringen. Gesetzt also, Immermann hätte Shakspeare so vollkommen verschluckt und sich in sein Geschirr hineingearbeitet, wie der Wolf in Münchhausens Pferd, würde ein glänzenderes Loos auf ihn gewartet haben, als dasjenige ist, was Shakspeare zu Theil ward? Kannte er nicht dieses Loos? Lachte es ihn so sehr an, 300 Jahre älter zu seyn, als sein Publicum, und von Tiecks dramaturgischem Gnadenbrod zu leben? Allein die Frage ist müssig, Immermann hat schon geantwortet. Seine Antwort ist das

neue Trauerspiel in Tyrol. Aus der Zahl und Beschaffenheit der vorgenommenen Veränderungen, Ausmerzungen, Einschaltungen ergiebt sich ein schönes und hoffnungsreiches Resultat: Immermann's Erlösung von der Shakspearemanie. Bezeichnen wir diese in gewissem, nämlich theatralischem Sinn als Apostasie von Shakspeare, so können wir zugleich die Versicherung geben, daß sie ohne Vorbehalt geschehen. Seine Umarbeitung ist keine nothgedrungene oder gefällige Privat-Concession an die Forderungen dieser, jener Bühne, sondern das aufrichtige Werk seiner Bekehrung, eine gegen seinen früheren Irrglauben protestirende Confession, die er dem Corpus seiner Werke einzuverleiben keinen Anstand nimmt. Freilich bemerkt er schon in der Vorrede des älteren Trauerspiels, „diese Bestandtheile (die Machination Donay's im ersten Act, Kolb's Narrheiten ebendaselbst, die Uneinigkeit der Anführer im zweiten Act, im dritten das Meiste, was zu Inspruck vorgeht und die Auftritte in Botzen, womit der fünfte Act be-

ginnt) können, wenn etwas geändert werden soll, zusammengezogen, in Erzählungen verlegt (?) oder gestrichen werden. Das Stück wird dadurch an Länge verlieren, und an dem gewinnen, was man jetzt rasche Handlung zu nennen übereingekommen ist — ich erbiete mich gegen die Directionen, die von meiner Dichtung Notiz nehmen wollen, nach diesen Andeutungen eine Bearbeitung vorzunehmen." Aber, wie sehr es ihm auch auf's Herz geschossen seyn mag, als er das Geständniß ablegte, es könne so viel Masse aus seinem Kunstwerk ausgeschieden werden, ohne daß der nothwendige Zusammenhang zertrümmert und die theatralische Wirkung zerstört werde, so läßt er sich doch äußerlich nichts anfechten und macht diese Zugeständnisse nur in mitleidiger Großmuth, und mit vornehmem Scheelblick auf das, was man j e t z t r a s c h e H a n d l u n g z u n e n n e n ü b e r e i n g e k o m m e n i s t.

Mit dieser Uebereinkunft zeigt er sich jetzt verständig einverstanden. Die drei Hauptepiso-

den, Kolb's Narrheiten, Donay's Intriguen und durchdachte Verrätherei, Fleury's Liebeshandel, hat er ganz gestrichen. Kolb, dieser cassirte Herr Nepomuk von Kolb, dieser Abenteurer, der in Englands Sold und mit Hoffnung auf eine englische Pension (er lebte davon noch 1814 in Constantinopel) den wüthenden Patrioten spielte, mit dem Wahrwirth bei der Mühlbacher Clause gegen den General Ruska commandirte und durch falsche Berichte Ursache an Hofers letzten unüberlegten Handlungen und in deren Folge, an dessen Tode war, dieser Kolb erscheint bei Immermann gar nicht mehr auf der Bühne. Der Priester Donay zeigt sich nur in zwei flüchtigen Momenten, am Ende des vierten und zu Anfang des fünften Aufzugs. Wir werden auf diese Scene zurückkommen. Elsi's Ehebruch mit dem französischen Oberst Fleury, ihre Verzweiflung und Mordbrennerei, dieses kleine Trauerspiel, das die volle Theilnahme am großen Trauerspiel zersplittern hilft, ist gänzlich weggelassen. Elsi ist jetzt ein ehrliches Weib,

eine tyrolische Cassandra, die sich von Seiten ihres Scharfsinns (sie traut den Oesterreichern nicht) und von Seiten ihres Muthes empfiehlt und dazu nicht mehr als ein Dutzend Worte sagt.

Betrachten wir jetzt diese und andere Veränderungen an dem Ort, wo sie vorgenommen. Immermann selbst bezeichnet sie als Annäherungen an die Geschichte. Das sind sie auch ohne Zweifel, und eben durch diesen stärker hervorgehobenen thatsächlichen Charakter ist sein Trauerspiel nicht allein historischer, sondern auch poetisch dramatischer geworden. Freilich hat jeder Stoff, der einmal ausgearbeitet liegt, etwas Bindendes und kann nicht die Freiheit der ersten Schöpfung gewähren.

Der erste Aufzug beginnt, wie vorher, mit der Wirthshaus-Scene am Berge Isel. Der Wirth heißt nicht mehr Wildmann, sondern Etschmann, was gleich charakteristisch, indem ein erdichteter Name gegen den historisch namhaften Wirth am Berge Isel eingetauscht wor-

den. Die Unterschiede der Bearbeitung springen gleich sehr kenntlich in's Auge.

Trauerspiel in Tyrol.

Wildmann.

Das wird ein heißer Tag; die Uhr schlug Neun,
Und doch verzehrte schon den Thau die Sonne.
Gib einen Trunk mir, meine junge Frau.

Elsi.

Da.

Wildmann.

Ist der Mathis heim?

Elsi.

Nein.

Wildmann.

Zauderer!

Elsi.

Wo ist der Mathis hin?

Wildmann.

Nach Inspruck, Elsi.

Elsi.

O, mir! ich sah ihn auf dem Weg nach
Sterzing.

Wildmann.

Ja über Sterzing wandert er nach Inspruck.

Elsi.

O grober Trug! (!) Das Eine liegt nach
Mittag,
Nach Mitternacht das Andre.

Wildmann.

Bist so klug?

Elsi.

Wohl klüger noch. Was schafft der Mathis,
Wildmann?

Wildmann.

Er kauft uns Stiere ein, ein tüchtig Joch.

Elsi.

O mir! Wir haben alle Ställe voll.
Sey gut, sprich doch die Wahrheit, laß
mich nicht
Vergeh'n in dieser Angst. Schon seh' ich
Flammen

An unserm Dache lecken! Eine Rotte
Schlägt unsre Kisten auf! Das Vieh brüllt irr!
Du, ich, die Nanni liegen blutig nieder.
Hab' ich's nicht immer euch vorhergesagt,
Als es im Winter hier drei Monden brannte?
Ein Jahrmarkt war das Haus; ihr spracht vom Roßtausch;
Ich merkte wohl, was es bedeuten sollte.
Mann, sagt ich, laßt es seyn! Es geht nicht glücklich;
Werft euch der Geißel Gottes nicht in Weg,
Ihr ward das Ziel noch nicht gesteckt. Scheut Gott!
Viel Sünden soll sie noch vom Boden tilgen,

Wildmann.

Was willst Du denn? Es ist ja ruhig worden.

Elsi.

Ruhig? — Ja wohl, der Kaiser wurde ruhig;
Er hat zur Unruh' euch emporgestört
Und läßt euch nun in Ruhe hier verderben.
U. s. w. u. s. w.

Elsi schönredet noch acht Zeilen, und ihr Mann antwortet in fünfzehn Zeilen, sehr energisch und rhetorisch.

Um wie viel kürzer und besser ist Immermann mit dieser — die Phantasie des Hörers allerdings anregenden, aber dem Auge des Zuschauers gar nichts bietenden — Scene umgesprungen in der neuen Ausgabe. Das ist eine Lust zu hören!

Andreas Hofer, Sandwirth von Passeyer.

Etschmann.

Warum schleichst Du hinter mir her? Warum das Spähn in's Antlitz? Bist Du ein Mauthner worden, und hältst mich für einen Schwärzer? Geh' auf die Alm!

Elsi.

Mann!

Etschmann.

Elsi!

Elsi.

Wo ist der Mathis hin?

Etschmann.

Hast Du es nicht gehört? Nach Inspruck, Elsi.

Elsi.

Ueber Sterzing?

Etschmann.

Umwege. Die Zeit ist krumm. Wer kann heuer auf der graden Straße bleiben?

Elsi.

Was soll der Mathis zu Inspruck?

Etschmann.

Stiere kaufen, ein Joch.

Elsi.

Unser Stall ist voll, laßt es seyn.

Etschmann.

Geh' auf die Alm.

Elsi.

Werft euch der Geißel Gottes nicht in Weg. Ihr ward das Ziel noch nicht gesteckt.

Etschmann.

Geschwätz! Es ist ja Alles ruhig.

Elsi.

Ruhig? Und die Boten ab und zu? Das

heimliche Gespräch? Ein Vermessen dräut in euren Mienen. Um was treibt ihr's? Für wen? Ihr Thoren! — Ruhig? Sie werden euch ruhig verderben lassen.

Etschmann.

Wirst Du nicht auf die Alm geh'n?

Elsi.

Ich bin nicht feig. Muth hab' ich auch. Aber die sind's nicht werth.

Etschmann.

Nun schweig.

Elsi.

Ich habe Dir's gesagt, ich, Dein Weib. Ihr werdet dereinst nicht rufen dürfen: Weh uns! Wenn uns Einer verwarnt hätte.

(Geht.)

Etschmann.

Schon gut.

Verbesserungen dieser Art ziehen sich durch das ganze Stück. Ausstafirte und wattirte Gedanken werden nackt ausgezogen und unmittelbar zur Anschauung gebracht. Unter das Ge-

flattre und Geschnattre der Redensarten fliegt der Pfeil der Unmittelbarkeit. Restanten, wie die oben angeführte Stelle: „o Mißgeschick, o dummes Spiel des Zufalls!“ solche sind nicht häufig. Selbst im Einzelnen wird gesäubert und verbessert, ein minder bezeichnendes oder passendes Wort durch ein passenderes ausgestochen. Immermann soll sehen, daß wir auch darauf aufmerksam waren. Zum Beispiel:

Trauerspiel in Tyrol.

Hofer.

— — — — —

Ich heb' das heil'ge Kreuz des Griffes auf;
Gott Vater, lenk' Andreas Hofers Lauf!
Es gilt, o Schwerdt! ein würdiges Gefecht
Für alten Herrscher und für altes Recht.

Andreas Hofer.

Hofer.

Ein Kreuz am Griff! — Das Kreuz d'ran
heb' ich auf —

Gott Vater, lenk' Andreas Hofers Lauf!
Du Bayerschwerdt! *). S' gilt ehrliches Gefecht:
Für alten Herrscher und für altes Recht!

Würdig war eine vergriffene Note. Würdig für den Kaiser von Oesterreich und dessen gefürstete Grafschaft Tyrol zu fechten, lag den österreichischen Generälen, den Grafen Chasteller und Buol ob. Ehrlich hat's der Sandwirth in Passeyer gethan.

Trauerspiel in Tyrol.

La Coste.

Er zog durch diese gräßlich wilden Engen,
Durch diese grausverschlungnen Alpenpässe
Gemächlich dreist, als gält es zu durchschneiden
Die Ebene von Magdeburg nach Potzdam.

---

*) Immermann rüstet den Obercommandanten Tyrols, vermuthlich nach einer Sage, mit einem feindlichen baierischen Degen aus.

Andreas Hofer.

La Coste.

Er zog durch diese gräßlich wilden Engen
Gemächlich dreist, als gält es zu durchschneiden
Den Sand von Magdeburg nach Potzdam.

Laßt euch die Aufmerksamkeit auf diese Correkturen empfohlen seyn. Man könnte ein hübsches Collegium darüber lesen, das angehenden Sprachjüngern in einer Stunde mehr nützte und besser zu Buch schlüge, als jahrelanges Handthieren einer deutschen Schulgrammatik. Diese Rücksicht können wir nur gelegenheitlich andeuten. Wir müssen uns beeilen, in Reih und Glied zurückzutreten und den höheren Commandoworten der scenischen Evolutionen aufzumerken.

Im ersten Aufzug ist der Scenenwechsel, nach dem Ausfall des lästigen Zwischenspiels oder vielmehr der Zwischenreden von Donay und Kolb, unverändert geblieben. In der Zusammenkunft der beiden tapfersten, unermüdlich-

sten und zugleich gescheutesten Häupter des Tyroler Aufstandes, Joseph Speckbachers und des Paters Joachim Haspinger, im Wirthshause am Berge Isel, offenbart sich gleich der Vortheil, den der Dichter aus der einfachen Gegenüberstellung der „Haupthöhen“ gezogen hat. Die Scene ist jetzt vortrefflich, die beiden Charaktere geben einen reinen starken Klang und Gegenklang. Das poetische Echo wird verstärkt durch das geschichtliche. An kleinsten Zügen selbst, die vielleicht den meisten Lesern entgehen, zeigt sich eine größere geschichtliche Treue und Spezialität.

Trauerspiel in Tyrol.

Speckbacher.

Ei Vater, wie so bleich und abgefallen!

Haspinger.

Es ist kein Wunder, denn ich bin sechs Tage
Durch alle Berg' und Thäler, wie ein Pfeil

Hindurchgeschwirrt, die Leute aufzuregen,
Kein Schlaf kam in mein Auge, dazu nimm
Die Anstrengung von Laditsch und von Prutz,
So hält zwar noch mein weißer Wanderstecken
Allein die Füße wollen nicht mehr tragen.

Andreas Hofer.

Speckbacher.

Ei Vater, Du siehst traurig aus und bleich.

Haspinger.

Ich bin aus meinen Jugen, meinem Stand,
Der mir befiehlt, das Meßbuch umzublättern,
Und nicht im blut'gen Buch des Kriegs zu wühlen.
So eignes Loos, so seltsame Verfassung
Macht keinen fröhlich. — Dazu nimm: sechs Tage
Bin ich durch alle Berg' und Thäler, wie
Ein Pfeil, hindurchgeschwirrt. Kein Schlaf! Und dann
Die Anstrengungen von Laditsch und von Prutz!

Da ward die Wange weiß, gleich diesem
Stecken,
Der meinen wunden Füßen wandern half.

Daß überhaupt diese Antwort priesterlicher und dem Pater Joachim Haspinger zugehöriger klingt, brauchen wir nicht zu bemerken. Aber man kann auch sonst recht gut wissen, daß der Pater Joachim, vulgo der Rothbart genannt, außer dem patriotisch blutigen Geschäft, das er als feuriger Kreuz-Prediger und Guerillas-Anführer betrieb, ein demüthiger und seinen Officialen unterwürfiger Mönch aus Klausen war, ohne just die Schilderung in seinen selbstverfaßten Kriegsmemoiren zu kennen, worin er schildert, wie er alle Strapazen des Krieges — mit Habit und Bart — meist zu Fuße mitgemacht und oft seine bloßen Füße mit Blut überronnen und ein lauteres Fleisch zu seyn schienen. Das ist ein bischen mehr, als müde Spatziergängerfüße, die nicht mehr tragen wollten. Wund war der richtigere Ausdruck, blutig hätte eine noch treuere Farbe gegeben.

Ausgezeichnet in diesem Gespräche ist gegen das Ende die blitzartig rasche Verständigung beider Häuptlinge, über die Wahl des Sandwirths von Passeyer:

Speckbacher.

Ein Haupt thut Noth,
Willst Du es seyn?

Haspinger.

Bewahr mich Gott vor Hochmuth!
Ich sehe alles schwarz, wie könnt ich führen?

Speckbacher.

Und meine listigen Gedanken sind
Denn auch so weit nicht her! — Der Alt' ist anders
Als du und ich. Ich lachte oftmals sein
Im Still'n und in demselben Augenblick
Erzittert' ich vor Ehrfurcht.

Haspinger.

Gut. — Er sey es!

(Beide gehen ab.)

Will man wissen, wie viel Seiten Immermann im älteren Trauerspiel gebrauchte, um

diese Wahl zu Stande zu bringen? Neun Seiten, vollgezählt.

Wir wissen freilich, daß die Wahl unhistorisch ist. „Andere Hofer, Santwirth in Passeyr" — so schrieb er sich — ward im Jahr 1809 Ober-Commandant von Tyrol, weil es eben kein anderer werden konnte, als er. In demselben Augenblicke, als die Feinde in Inspruck einmarschirten, als der österreichische Obergeneral Herr Graf von Chasteller aus Tyrol herausmarschirte, als der österreichische Ober-Intendant Herr Joseph Baron von Hormayr sich nach dem Fuchsloch umsah, das ihm die Entrinnung aus Tyrol nach der Schweiz möglich machte, *) in demselben Augenblicke erhielt

---

*) „Er selbst schildert in seinen Berichten diese Reise (über Meran nach dem Vintschgau und Oberinnthal) als eine kühne Unternehmung, durch den Sieg am 29. Mai möglich geworden. . . . Seine Hoffnungen waren damals sehr gesunken, so daß diese Behauptung un-

oder nahm sich Andere Hofer die unbeneidete Ehre, als Ober-Commandant von Tyrol aufzutreten. — Wir sind sogar der Meinung, daß auch in diesem Punct streng-geschichtliche Treue vorzuziehen gewesen; zumal da die früheren durch Donay und Kolb angezettelten Intriguen ausgefallen und mit diesen auch die Motive der Wahlscene. Wie gern aber entschuldigen wir in diesem Fall und bei Gelegenheit dieser Abschiedsscene, die uns fast eben so viele Charakterzüge der drei Hauptspieler, als Worte giebt.

Der durch Speckbachers Worte so naiv und wahr geschilderte Charakter des Sandwirths ist im gegenwärtigen Stück eben so festgehalten, wie das angedeutete Verhältniß der beiden, Speckbachers und Haspingers, zu ihm. Das reine Gewissen ist auch in der Dichtung eine schöne

---

wahrscheinlich wird." Der Krieg der tyroler Landleute im Jahr 1809. Von Bartholdy. Berlin 1814. Diese vortreffliche Schrift ist, dem Anschein nach, auch Immermann's Quelle.

Sache. Alles, was man thut, thut man dreister, kecker, entschiedener. Und wenn es gilt, beißt man die Zähne zusammen, und strampft den rechten Fuß, wie ein alter Sparter. In dieser Attitüde wird man wenig Federlesens machen, kein Gewäsche, keine Salbaderei.

So sehen wir auch Hofer am Ende des ersten Aufzuges, auf einer Hochebene unweit des Berges Isel, im Anblick der Thürme von Inspruck, stehend und redend unter vielem Volk. Speckbacher und Haspinger führen ihm ihre Truppen zu und bringen ihm das Schwerdt des Feldherrn und ersten Anführers auf. Nach einem Vergleich mit dem früheren findet man alles unvergleichlich besser gerathen.

Im zweiten Aufzuge sind weggefallen der dritte Auftritt (Donay's Audienz beim Herzoge von Danzig) und der fünfte Auftritt (Wildmann und Elsi). Eine neue Erscheinung ist die Frau Straubing — „wo ich zuschlage, wächst kein Gras!“ — die „von wegen der fünfhundert Gulden und dem Roßtausch auf der Steeger

Kirms,“ sich von Hofer etwas Schriftliches erbittet, und „ihren künftigen Eidam, den Heinrich Stoß, den Sohn vom Lammeswirth, der Nachts den Ghiltgang hielt bei Bärbelchen,“ ins Feld stellt und dem Hofer überbringt. Die unübertrefflich schöne Schlachtscene am Berge Isel ist noch tyrolischer geworden durch Vertauschung des früheren Immermann'schen Gedichts mit einem bekannten Nationalliede der Tyroler, oder vielmehr mit Bruchstücken aus verschiedenen.

Der dritte Aufzug ist ganz gestrichen. Er bestand aus neun Auftritten, die über vierzig Seiten füllten.

Diesen Auftritt ohne weiteres durchzustreichen, neun Auftritte zu ersetzen durch einen einzigen, und diesen Auftritt zu verlegen nach Wien, in das Zimmer des österreichischen Kanzlers, das war ein Geniestreich von Immermann.

Der ganze Aufzug besteht nur in einem Dialog zwischen dem alten Kanzler und dem jungen Legationsrath. Ein Gespräch und nichts als ein Gespräch ist ein trauriger dramatischer

Nothbehelf. Niemand ist überzeugter davon, als wir. Dennoch trauen wir diesem Gespräch eine ganz seltsame und außerordentliche Wirkung auf der Bühne zu. Wenn man sich vom Staunen über die historische Kühnheit des Dichters erholt, so wird man finden, daß er Einem nicht umsonst die Gläser geputzt hat. Wie scharf sieht man nun hiehin, nach den opfernden Diplomaten, dorthin nach dem geopferten Tyrol. Wir sind begierig, zu erfahren, ob die Darstellung — und dieser Andreas Hofer wird hoffentlich bald in Scene gesetzt werden — den Eindruck beim Leser erhöht, oder nicht.

Der vierte Aufzug enthält zu Anfang einige veränderte Auftritte aus dem dritten: 1) Hofer, nach gewonnener Schlacht in der Hofburg in Inspruck, in preßhafter Lage, ohne Nachrichten, wie lebendig begraben; 2) den Vicekönig von Italien im Gespräch mit dem Grafen Barraguay. — Hofers Zusammenkunft mit dem Vicekönig ist mit einigen nothwendig gewordenen Veränderungen wieder abgedruckt.

Hofer kann sich nicht zufrieden geben bei der Versicherung Eugens, daß Oesterreich seinen Frieden gemacht habe mit Frankreich. Eugen nimmt seine Zuflucht zu einer List — die etwas zu theatereugemisch — und verspricht ihm, nach dem Verunglücken jener List, die Zusendung eines angeblich aufgefangenen kaiserlichen Briefes mit dem Befehl zur Niederlegung der Waffen. — Hofer gelobt Unterwerfung; aber den Brief am bestimmten Orte und zur bestimmten Zeit nicht erhaltend, bricht er zum zweiten- und letztenmal gegen die Franzosen los. — Warum sich Immermann nicht ganz treu an die Geschichte gehalten, ist nicht wohl abzusehen; doch würde uns diese Auseinandersetzung zu weitläufig werden. — Am Ende des Aufzuges neue Scenen, Brandschein, flüchtende Tyroler und Tyrolerinnen, Elsi, mutheinsprechend, das arme Bärbelchen im Wahnsinn über den Tod ihres Heinrich's, endlich Hofer, von der Höhe der Felsen herunter steigend in Gesellschaft des Priesters Donay. Hofer in furchtbarer Aufregung, sich

verrathen wähnend durch den Vicekönig, irre-redend, wahnsinnig, wüthend, zum Kampfe ab-stürzend, der tyrolische Masaniello. Donay hält sich verpflichtet, ihn zu verlassen und anzugeben.

Im fünften Aufzuge Donay im französischen Hauptquartier. Er hat Hofer's letzten Schlupfwinkel verrathen, des gemeinen Besten willen. — Warum hat Immermann den Donay noch jetzt als Angeber mißbraucht? Wir mögen so etwas nicht verantworten. — Die Schlußscenen im tiefen Gebirge, vor der Hütte Kellerlahn oberhalb Passeyer, sind abgekürzt. Der dramatisch-poetische Gewinn ist eben so augenfällig, wie der bei allem früheren. Hofer's Knabe, Johann, verweichlicht nicht mehr durch sein Auftreten und Abschiednehmen vom Vater die Stimmung der Zuschauer. Dafür ist das letzte Lebewohl seiner alten Kampfgenossen, des Joseph Speckbachers und des Capuziners, um so ergreifender. Hofer wird abgeführt durch die Franzosen und den jungen Officier Rainouard.

Heinrich Heine.

Salon. Zweiter Theil.

Heine's Arbeiten sind so anziehend, und bannen so lebhaft in die künstlerischen Gedankenperspectiven ihres Urhebers, daß man sich billig Zeit lassen muß, um die gehörige Ferne der Beurtheilung zu gewinnen.

„Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland," so lautet der Inhalts-Titel des zweiten Salons. Dieser Titel erinnert an Heine's: „Zur Geschichte der Literatur." In der That sind beide Werke in einen größeren Ring zusammengeschweißt, der die Geschichte der deutschen Gei-

sterrepublik umfassen soll. Es ist eine Geisterbeschwörung am hellen Mittag, in Paris, unter Franzosen, welche vielleicht besser den Spaß als den Ernst davon verstehen. Versuchen wir daher zunächst, die Bemühungen Heine's zur Belehrung unserer Nachbarn, mit Rücksicht auf diese, zu verstehen und zu würdigen. Der weltliterairische Standpunct, den wir in diesen Blättern stets im Auge zu halten suchen, fordert uns ohnehin zu solcher Betrachtungsweise nahe auf. —

Wer weiß nicht, daß die Frau von Stael den ersten Versuch gemacht, den Franzosen über Deutschland den Staar zu stechen? Wir bewundern ihre „l'Allemagne." Welch' ein Weib war diese Madame de Stael Holstein! Eine ganze schwangere Literatur für sich. Dazu eine Literatur, die sich selbst befruchtete. Denn man muß sagen, daß sie den Franzosen wenig Dank schuldig war. Die Corinna von Genf sang Alpen in die Luft, so hoch wie die Alpenjungfrau. A. W. Schlegel kletterte an ihr herum,

ohne ihren Gipfel zu erreichen. Diese Frau war eine gewaltige Frau. Betrachtet diese Amazone, wie sie, die durch Napoleon Verbannte, als siegreiche Eroberin in Deutschland umherzieht, und ihre Beute in „l'Allemagne" niederlegt. Mit welchem Buche kann man so ein Buch vergleichen? Mit keinem. Die l'Allemagne der Frau von Stael glich zu ihrer Zeit nur dem Musée de France. Napoleon eroberte die Schätze der Kunst durch Kanonen. Frau von Stael besaß keine andere Kanone als Herrn von Schlegel. Aber sie bediente sich der Einsichten ihres gelehrten Freundes mit derselben Klugheit, womit Napoleon sich der Dummheiten seiner Feinde bediente. Sie bemächtigte sich der Schlegel'schen Belesenheit für ihre Zwecke. Schlegel mußte ihr Alles auskramen, was er wußte, namentlich sein Wissen über deutsche Philosophie. Darauf nahm sie ihre Lorgnette, und besah sich Alles unter ihrem französisch weiblichen Gesichtspuncte. Sie machte einen Knix vor der theoretischen Seite der Philoso-

phie, und wandte sich an die praktische Seite derselben. Die sittliche Schönheit und Majestät der deutschen Ideal-Philosophie war der Gegenstand ihrer Bewunderung, und das Thema ihrer Lobpreisungen, den Franzosen gegenüber. Sie erbaute dem deutschen Idealismus, und selbst dem kantischen Kritizismus, einen triumphalischen Sichelwagen, und fuhr auf diesem, wie eine Minerva aus Deutschlands Haupt entsprungen, zürnend und grollend, unter die Anhänger des Materialismus in Frankreich, das heißt, unter das ganze französische Volk.

Die Hauptabsicht der Frau von Stael, bei Abfassung ihrer Germania, ist bekannt. Ihre Gedanken hatten wieder eine hübsche Höhe. Sie wollte den kaiserlichen Repräsentanten des Materialismus in Frankreich stürzen. An die Stelle der Napoleon'schen Dictatur, wünschte sie die englische Constitution; an die Stelle des Materialismus einen christlich-philosophischen Deismus.

Indem sie aber von der englischen Staats-

geschichte, von der deutschen Philosophie, und von der christlichen Kirche, die Bausteine für ihr ideales künftiges Frankreich entlehnte, fiel es ihr nicht ein, daß sie die unvereinbarsten Materialien willkührlich zusammenschleppe, und daß wohl die Köpfe einzelner Personen, der ihrige, ihres Vaters, aber nimmermehr ein ganzes Volk aus solchem Widerspruch sich auferbauen lasse.

Allein was ist geschehen? Die Wünsche der Frau von Stael haben sich theilweise realisirt. Frankreich besitzt an Louis Philipp einen englisirten König, an Victor Cousin einen deutschisirten Philosophen, und in der Clerisei, wie man aus Jüles Janin's „Beichte" ersieht, und der Mehrzahl der „aufgeklärten und wohlgesinnten Citoyens," jenen puren, aus dem Christenthum abstrahirten Deismus, dem Rousseau huldigte, und zu dessen Altar Robespierre die Guillotine machte.

Wir behaupten daher, daß ein großer Theil des französischen Publicums erst gegenwärtig

anfange, das vor 30 Jahren geschriebene Buch der Frau von Stael ein wenig zu verstehen, und sich die Art gefallen zu lassen, wie hier von deutscher Philosophie und Literatur gesprochen wird.

Diese Behauptung würde einem Werk, wie dem Heine'schen, wenig oder gar keine Aussicht auf Verständniß in Frankreich übrig lassen, wäre nicht auch in Frankreich eine junge Generation hervor geblüht, die sich nicht stücken und flicken lassen will, und die, als Kristallisationskern des künftigen Frankreichs, alle geschichtlich nationalen Elemente mit sich vereinigen wird. In Hinsicht auf Literatur und Poesie nennt sich diese Jugend romantisch, im Gegensatz zu den classischen Alten, die, wiederum im Gegensatz zu den alten Classikern, das Natürliche und Wahre aus der Poesie verbannt wissen wollen. In Hinsicht der Politik nennt sie sich republikanisch-national. Und wäre diese Jugend, in ihrer rastlosen leidenschaftlichen Sehnsucht nach Vermischung mit dem lang entbehrten Göttlichen

und Schönen, sich klarer über die Bezüge ihres Verstandes- und Herzens zur Philosophie und Religion, so würde sie nicht anstehen, sich in dieser Beziehung die pantheistische zu nennen. Der Pantheismus und der Pancivismus wachsen auf einem Stiel. Wenn Alles Gott ist, so ist das Wenigste, daß Alles Bürger ist.

Diese Jugend ist das französische Publicum Heine's. Ihr kommen möglicherweise Heine's Arbeiten zu gute. Doch glauben wir, daß bisher vom Salon II., nur das erste Buch in Frankreich publicirt worden. Dasselbe enthält jenen Aufsatz über Luther und die Reformation, welchen, wie man uns sagt, die Redaction einer englischen Zeitschrift, trotz ihrem Wunsch, nicht aufzunehmen wagte, weil er ihr zu anstößig schien gegen die verknöcherten Subordinationsbegriffe der Goddam's im Religiösen oder vielmehr Kirchlichen.

Es kommt uns aber wie gerufen, daß Heine selbst, in dem Vorworte zum Salon II., sich in Hinsicht der Franzosen eines Ausdrucks be-

dient, der uns viel Worte erspart. Er zählt nämlich unter die Uebelstände seiner französischen Schriftstellerei auch die **französischen Unzulänglichkeiten**. Dieses diplomatische Wort, das vielleicht im nächsten Jahre aus der Vorrede des Salons in eine Thronrede überperlen wird, trifft den Nagel auf den Kopf, ohne ihn platt zu schlagen. Erklären wir uns.

Allerdings liegt die Betrachtungsart, Theorien, Künste und Wissenschaften, nach der Richtung ihres socialen Einflusses zu würdigen, den Franzosen sehr nahe. Die Franzosen sind rührig und gesellschaftlich, sie wollen absehen, anwenden, genießen, probiren. Ein Franzose war es, der zuerst den Geist, das will sagen, den Einfluß politischer Gesetzgebungen auf die Stärke oder Schwäche, die Blüthe und den Verfall, kurz auf die Sitten der Völker in Erwägung zog. Und daß Madame de Stael den Einfluß philosophischer Gesetzgebungen nach eben dieser Seite hin, wenigstens in abstracto, zu würdigen verstand, das haben wir so eben ge-

sehen. Sie war die erste, welche die Leiter an den Riesenbaum der deutschen Philosophie ansetzte, und zuerst nach seinen Früchten langte. Sie kam nur zu früh, der Baum war noch im Blühen, und die Frucht, die sie am meisten anlachte, die Kantische Moral war faul und wurmstichig. Nach dem schauerlich hohen einsamen Wipfel der Kantischen Theorie, wo kein Vogel mehr singt, und wo an den dürren Aesten die scholastisch-deistischen Beweise für das Daseyn Gottes aufgeknüpft hangen wie Armesünder, nach diesem Wipfel und Wendepunct der deutschen Philosophie reichte ihre Leiter nicht hinauf. Das war die französische Unzulänglichkeit. Aechtfranzösisch werden aber auch die heutigen Enthusiasten der deutschen Idealphilosophie in Frankreich ihren wissenschafftlichen Eifer mäßigen, und nach der ersten Ueberwältigung durch so viele neu entdeckte Systemwelten, die Frage nach ihrem socialen Einfluß, die französische Lebensfrage, aufwerfen. Heine giebt ihnen dazu practische Anleitung, indem er die Hauptgrößen

auf dem Felde der neueren Philosophie vermißt, die Grundlinie von sich und unserer Zeit auf Spinoza richtet, die Thurmspitzen der wichtigsten Systeme bezeichnet, und die Winkel und die ganze Zeichnung in das Netz unserer heutigen ästhetischen Bedürfnisse einträgt. Diese Operation geschieht sogar in Frankreich, der Meßtisch steht neben dem Theetisch eines Pariser Salons, man sollte glauben, die jungen Franzosen müßten ihm lernbegierig auf die Finger sehen, und ihm so das Geheimniß jener hohen Puncte, jener einfachen Linien, jener kühnen und doch so netten Consequenz der Federstriche ablernen; aber wir zweifeln. Es fehlt den Franzosen, auch den jungen, noch immer der rechte Maaßstab für deutsche Arbeiten, sie orientiren sich schwer auf deutschen Charten und in deutschen Büchern, die Magnetnadel ihres Urtheils zittert und schwankt, und erleidet von Minute zu Minute die größten Abweichungen hauptsächlich nach dem unverwüstlichen Magnetfelsen ihrer Nationaleitelkeit.

Was diese französische Nationaleitelkeit betrifft, so hat Heine ihr im Salon II. manche harte Wunde geschlagen, natürlich mit Manier. Man hat Heine den harten Vorwurf gemacht, er würdige, den Franzosen zu Liebe, seine vaterländische Literatur herab, und gebe das Schauspiel eines perfiden Patriotismus. Es ist wahr, Heine's Witz ist ein Verräther, er verräth die Deutschen an die Franzosen, und macht den deutschen Michel lächerlich, so oft dazu Gelegenheit. Aber Heine's Genie ist treuer als sein Witz, und so lange sein Genie ihn selbst nicht verläßt, läßt es auch nicht von seiner Heimath und von des deutschen Knaben Wunderhorn. Die schmeichelhaften Grobheiten, die Heine den Franzosen sagt, beneiden wir ihnen nicht. Den Eindruck, den der Salon II. auf die Franzosen machen muß, halten wir für demüthigend.

Bis hieher sprachen wir über das Heine'sche Buch, in sofern es zunächst den Franzosen gewidmet. Gegenwärtig wollen wir den Salon nach deutscher Seite hin betrachten.

Wir kennen sehr viele Leser, welche die frühere Reisebilderperiode Heine's seiner heutigen Salonsperiode unbedenklich vorziehen. Sie bedauern, daß Heine den leichten grünen Rock und die weiße Studentenbluse vertauscht habe mit einem wattirten und bordirten Gallakleide, die weiten faltigen Hosen, in denen er lustig umhergeschlenkert, mit anstößig knappen Höslein, in denen seine Liederlichkeit sich vornehm spreize. Wir sehen diese Veränderung mit andern Augen an und wählen daher ein anderes Bild dafür. Der Student Heine ging früher zu Fuß, wie s. c. der Lieutenant Bonaparte, beide träumerisch, ehrgeizig, Liebhaber des Ossian und englischer Balladen. Als Heine berühmt wurde, setzte er sich zu Pferde, und ritt an der Fronte der alten deutschen Literaturgarde entlang, die Frankreich occupirt hielt, unter Anführung des Barockesten aller Feldmarschälle, E. T. A. Hoffmanns. Er degradirte, ließ avanciren, riß Witze über die verschossenen Monturen der Romantiker, stieg vor Lessing ehrerbietig vom Pferde,

und setzte ihm einen frischen Lorbeerkranz auf das Haupt, schritt in Goethe's königliches Gezelt und bat ihn knieend um Verzeihung ob früherer Rebellion, wozu ihn der natürliche ungeduldige Ehrgeiz seiner kronprinzlichen Jugend verleitet u. s. w. Diese ganze brillante Revüe, dieser Wechsel von Scenen und vor allem dieser kleine Reiter mit seinen klugen durchfunkelnden Augen, seinen spitzigen dreikantigen Worten, seinem alten phantastischen Mantel von Göttingen und dem Blocksberg, seinem jungen Racepferde und seinem Galopp du sublime au ridicule, diese ganze Heine'sche Literaturrevüe hat nicht ihres Gleichen auf der Welt, und verdient schon, daß man geduldig die Staubwolke niederschluckt, die Schlegel's Niederreitung verursacht. Im gegenwärtigen Buch sitzt Heine wieder zu Pferde und mustert die religiösen und philosophischen Streitkräfte Deutschlands, und der Schauplatz ist wieder auf den Höhen des besiegten Montmartre. Aber den Franzosen wird's unheimlich bei dieser Parade; denn eine

ins Riesenhafte und Ungeheuerliche karrikirte nordische Windsbraut pfeift ihnen zwischen die Beine und läßt sie wie lustige Spreu davontanzen. Die Stellen, worauf wir uns hauptsächlich beziehen, sind von der Altenburger Zensur gestrichen; sie fanden sich am Schlusse des dritten Buches.

Was werden die Deutschen sagen? das deutsche Publicum? — Das mag Gott wissen. Wer kennt das heutige deutsche Publicum? Kotzebue hat das Publicum zuletzt gekannt. Von Kotzebue's Publicum ist aber nur die Sage am Kamin übrig geblieben, wenn man sich angähnt zu Hause, an einem langweiligen Winterabend, und die alte Muhme erzählt, wie man zu ihrer Zeit an solchen trübseligen Abenden in's Theater ging und an Menschenhaß und Reue, an Rochus Pumpernickel, an den Hussiten vor Naumburg, die lange Zeit kurz und erbaulich abstrickte. Aber jetzt! Was liebt das Publicum, womit tränkt und speiset es sich, welche Geschmacksrichtung, außer der klingenden

des Geldes und der Oper, ist die seinige? Es giebt Schriftsteller, die angeblich für das große Publicum schreiben. Welchen Charakter haben ihre Schriften, welchen Gesetzen der Aesthetik huldigen sie?

Wir fürchten, das große Publikum ist nur Aushängeschild literarischer Charakterlosigkeit; die wüste Steppe, auf welcher die große Horde der Schriftsteller sich tummelt; der verworrene Schatten von vielen tausend Köpfen, den ein schlechter Kopf mit dem Schatten des seinigen vermehrt; etwas, das jeden Versuch, es zum Gedanken zu machen und unter irgend einen nationalen Begriff, eine geschichtliche Tendenz zu bringen, scheitern macht und mit dem wüstesten Kopfweh belohnt. Das Wort hat nur einen merkantilischen Sang und Klang; was es außerdem bedeutet, läuft darauf hinaus, Träger der herrenlosen Gerüchte und Neuigkeiten zu seyn, die auf der Oberfläche der Gesellschaft herumschwimmen. Wo die Idee in's Leben tritt, taucht der Name des Publikums

unter, oder wird zum bestimmten Parteinamen. O'Connel spricht in Irland nicht zum Publikum, sondern zum Volke. Der Priester theilt die Hostie aus an Christen (der Voraussetzung nach), aber nicht an's Publikum. Schiller und Goethe dichteten für das deutsche Volk, und die Cotta'sche Buchhandlung verkaufte ihre Werke an das Publikum. Goethe hatte anfangs nur sein kleines Publikum, d. h. die Gebildeten des Volks. Was ist aber das Publikum in abstracto, was ist das große deutsche Publikum? Ist es die Wand, dahinter das deutsche Volk sich versteckt? dann muß man das Publikum höflichst ersuchen, ein wenig bei Seite zu treten. Sitzt das deutsche Volk darin wie in einem Futteral, oder wie ein Vogel im Busch? dann muß man das deutsche Publikum bitten, sich zu öffnen und zu offenbaren, oder es einem Vogelfänger nicht zu verübeln, wenn er auf den Busch klopft und „piep einmal, du liebes deutsches Volk!“ ausruft. Ohne diese Vergewisserung, worüber wir wol hinsterben müssen, können wir

keinem deutschen Gedicht und Gedenk eine laute öffentliche Theilnahme versprechen. Wir lassen daher jedes Buch, das wir anzeigen, ruhig dahinschwimmen, dahin in dieser wüsten küstenlosen Literatur, in welcher die Schriftsteller ohne Polarstern schiffen und ihre großen und kleinen Bären nicht am Himmel, sondern in der Philisterwelt haben; ohne Nachruf, ohne Wünsche, ohne Hoffnungen, womit man sonst einen kühnen Segler zu begleiten pflegt.

Unser deutsches Publikum, das, woran wir schreibend denken, und dessen Verhältniß wir zum Heineschen Salon ermitteln wollen, sind einige junge Leute und einige alte Leute und jene Unsichtbaren hinter der Morgenwolke der Zeit, die uns Blicke und Grüße senden.

Heine steht zu alten und neuen Richtungen der Literatur in wunderlich durchkreuzten Verhältnissen Es läuft da viel Persönliches mit unter. Heine's lapidarische Kritik der Tieckschen Leistungen gab das Signal zu einem Gegenausfall, der ohne persönliche Erbitterung

nicht solche Schmählichkeiten zu Tage gefördert, desgleichen in Tiecks neuesten Revellen über Heine, Börne, Victor Hugo und die ganze literarische Epoche anzutreffen. Die Goetheaner sind dem Heine sonst nicht ungeneigt. Varnhagen von Ense hält große Stücke auf ihn. Er hat ihm stets die Theilnahme an der Rebellion gegen Goethe zugutgehalten, vielleicht weil er ihr Maaß und ihre Gränze kannte. Dafür ließ Heine ihn bei Gelegenheit der letzten großen Literaturrevüe vor allen Franzosen und Deutschen aus dem Gliede treten, und hing ihm höchsteigenhändig ein brillantnes Ehrenkreuz in's linke Knopfloch und begleitete diese Auszeichnung mit den schmeichelhaften Worten: mein lieber Varnhagen von Ense, Ihre Gedanken sind kostbare geschnittene Steine, Gedanken so groß wie Welt, eingefaßt in den zwanzigsten Theil einer Spanne. Solcher mikroskopischen Schmeichelei ist kein Kammerherr vom alten Goetheschen Hofe resistibel. Er wird es sehr beklagen, daß Tieck, der kriegerische

Abner Goethe's, so wenig säuberlich mit dem wilden Kronprinzen verfahren, und ihn im grünen Walde der Novellistik gleichsam in effigie an einen Baum gehängt und wahnsinnig mit dem Speer durchstoßen.

Der Salon II. wird aber den Goetheanern ziemlich weit aus der Sphäre ihrer gewohnten Anschauungen liegen, und wohl nur als stylistisches Produkt ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wir rathen ihnen jedoch, das Buch mit spitzen Fingern anzufassen, denn es wachsen Dornen für sie heraus; namentlich für Tieck. Tieck muß sich heimlich peinlich bekennen, daß die Lektüre des Spionza, der kantischen Kritik u. s. w. einen höheren Grad von Energie voraussetzt, als ihm selbst, Tieck, seit den Tagen seiner Jugend innewohnte und als reimlich mit dem Zerrbilde, das er vom Heineschen Charakter entworfen. Geben wir ihm zu, Heine sey ein gefallener und noch fallender Genius. Ein fallender Mensch aber, der sich anklammert an die Kolosse des Gedankens,

schwebt noch immer zu hoch, um von Tiecks weichlichen Armen erfaßt und in den Staub geworfen zu werden. Die Liebe zum Gedanken und zu den Männern des Gedankens bereitet einen schärfern Essig gegen sittliche Verwesung, als die Tändelei mit der Poesie und die poetische Rosenwasser-Destillation. Gescheuter macht es noch Freund Schlegel, der sich noch zu rechter Zeit mit baume d'Inde zur Mumie einbalsamirt und in die bunten Baumwollenstreifen der heiligen Literatur vom Ganges einwickelt.

Tieck ist einer der letzten Gäste auf dem Maskenball der Poesie. Die schimmernde Mitternacht ist vorüber, die Gäste haben sich davon geschlichen, die Kerzen sind herabgebrannt und fangen an zu stinken — der graue Tag sieht in die Fenster — Tieck fröstelt, er ist alt und flitterhaft leicht bekleidet, und die Morgenluft zieht ihm kalt, scharf, schnöde an die Gebeine, und er murmelt Verwünschungen gegen den jungen Tag, die von Lippe zu Lippe gehen, bis herab zu den Lampenputzern im Tieckschen

Salon, die alle brodlos werden, wenn die Nachtwächter von der Gasse abziehen.

Wirklich, der junge Morgen ist grau und kalt. Was noch vom Abend her warm sitzt, hockt wider ihn zusammen, und was noch einen matten Strahl hat, kämpft gegen ihn an. Der junge Tag kommt von draußen her, vom freien Felde, der silberne Morgenreif sitzt ihm in den Haaren und er streift mit drohend dämmernden Augen kalt und spöttisch an dem verbleichenden Glanz und den übernächtigen Gästen vorüber. Er ist grausam und unerbittlich und das flüchtige Roth, das seine Wange färbt, ist noch immer mehr der Widerschein seiner sterbenden Opfer, als sein eignes Morgenroth. Warum muß er so grausam seyn? Warum tritt er nicht ungeduldig auf die Gipfel der Berge und fordert seine Geliebte zum Kusse heraus? Wie glühend wird sie ihn küssen, wie schön wird er seyn, wenn er jauchzend in ihre Arme taumelt und wenn die unheimlichen Gespenster alle in die Erde versunken sind.

Erfreulicher sind die Verhältnisse, worin Heine zu jungen Literaturrichtungen steht, oder vielmehr worin diese sich zu ihm, ihm selbst größtentheils unbewußt, herausgestellt haben, seit seiner freiwilligen Verbannung aus dem Vaterlande. Die junge Kritik hat junge Kränze zu verschenken, und dadurch unterscheidet sie sich von der alten Kritik, deren Kränze verschenkt, verblüht und plattgedrückt sind an den Schläfen großer Todten. Die junge Kritik feiert aber keine Apotheosen und bedenkt sich wohl, die Lorbeerbäume in aller Hast und auf's gerademohl zu plündern. Sie hat eine sehr einfache Art, zu loben und zu tadeln, sie nennt die Dinge bei ihrem Namen. Sie protegirt nicht und scharwenzelt nicht, ist nicht gnädig und nicht unterthänig und am wenigsten trägt sie den Mantel auf beiden Schultern. Was wir ihr aber mit besonderer Hinsicht auf Heine vindiziren möchten, ist, daß sie den gewöhnlichen breitspurigen Irrweg in seiner Beurtheilung vermeidet, der ihm einerseits nicht Lobes genug

anrühmen kann, wenn von seinem Talent, seinem Witz, seinen Einfällen, seinen glücklichen Griffen in den Schatz der deutschen Sprache, seiner ganzen sinnlich plastischen Anschauungsweise die Rede ist, auf der andern Seite aber den sogenannten Mißbrauch dieses Talents an die große Glocke hängt und damit Generalsturm gegen ihn läutet. Wir sprechen hier nicht von den gedungenen Glöcknern, die im Namen des Staats und der Kirche läuten, sondern von einem Mißverständnisse, das auch sonst den Deutschen die Auffassung und den Genuß des Individuellen gröblich zu verkümmern pflegt. Wir beloben uns aber eine andere Ansicht der Dinge, Menschen, Schriften und Begebenheiten, die unsere Ideale und Wünsche weiter aus dem Spiel läßt und uns desto schärfer, und, wir glauben, fruchtreicher, an die Besonderheit einer Erscheinung hinweißt, wo das Leben ist und die Wahrheit. Fühlen wir uns angezogen durch den organischen Punkt des Ganzen, so wird uns nicht leicht etwas im Einzelnen völ-

lig zurückstoßen, sobald uns der Zusammenhang mit dem Ganzen einleuchtet. Danach spricht sich denn auch bei der Voraussetzung eines bestimmten Talents (die Talente sind so verschieden, wie die Menschen selbst) vom Mißbrauch desselben nur mit großer Vorsicht. Talente haben etwas Instinktartiges und wissen gemeiniglich selber am besten, welche Kräuter für sie wachsen. Dein Tausendschön und dein Ehrenpreiß und welche schöne Blumen du ihnen sonst recommandirst, bekommt ihnen wie Gift. Man muß ein Vogel seyn, um an sich selbst zu erfahren, daß Vogelbeeren sich ohne Nachtheil essen lassen. Und so muß man sich auf das lebhafteste in die Werkstätte eines Talents zu versetzen wissen, um einigermaßen einzusehen, ob dasselbe einen guten oder schlechten Gebrauch von seiner Kraft, seinen Stoffen und seinen Mitteln mache.

Wir haben absichtlich diese verkümmernde Ansicht aus vielen andern hervorgehoben, weil sie viele Köpfe zählt, und weil sie sich, wie im

früheren Kritiken der Heineschen Bücher, so auch im Salon, mit ihrer unnützen Bedauerlichkeit breit machen wird, sich und Andern die Frucht versauernd. Können wir aber dem Salon von Seiten der in Deutschland aufblühenden jungen Kritik eine vorurtheilsfreiere und ungestörtere Auffassung prophezeien, so müssen wir doch gleich, der Wahrheit nach, hinzufügen, daß eine sehr kräftige und tüchtige, aber zu hastig und doctrinair strömende Richtung derselben uns in dieser Hinsicht einige Besorgnisse einflößt. Theodor Mundt steht an ihrer Spitze. Eines der Organe der Zeit, zieht er einen Strich hinter sich, der ihn und die Zeit, Gegenwart und Zukunft, als neu geweihte und reine, von dem Repräsentanten des Zerstörens und der eigenen Zerfallenheit abschneiden soll. Heine ist abgethan für ihn, was er auch noch schreiben mag. Er lebt nur noch in den Annalen der Literatur, die Fluth der Gegenwart rauscht über seinem Kopf zusammen, er ist verschwunden und Niemand sieht ihn mehr.

Wir denken, daß Heine selbst dafür sorgen wird, noch oftmals so sichtbar aufzutauchen, wie in seinem: zur Geschichte der Literatur und zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.

Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, stürzten die Diener der Hertha in denselben See, in dessen Fluth diese eben vorher den verschleierten geheimnißvollen Wagen, die Gewänder und das keusche Bild der Göttin abgewaschen und von Schmutz und Staub gereinigt. Diese heilige Barbarei ward auf Befehl des Priesters ausgeübt, dem allein die Berührung des Götterbildes gestattet ward. Wer ist dieser Priester unter den jungen Deutschen, der solche Weihe empfangen oder sich selbst arrogiren mag? Und wo ist das Götterbild unserer Zeit, das reingewaschen und gesäubert wäre von Staub und Rost und dem Athem der Gläubigen, und dessen verhangenes Tabernakel nicht beschmutzt wäre mit dem gemeinsten Koth der Gossen? Ach! lieber Theo=

vor Mundt, wir müssen unseren Herthawagen noch viel tiefer in den See schieben, bevor er wieder glänzt, und wissen dazu nicht einmal, obgleich wir uns todtschlagen ließen darauf, ob unser heiliges Idol darin sitzt oder nicht, und wann es dem Oberpriester der Zukunft gefallen wird, uns zur Belohnung unserer treuen Dienste rücklings in die schweigende Tiefe hinabzustürzen.

An dem Quellensprung der jungen Literaturrichtung steht ein Name in den Fels gehauen, den schon dichteres Moos überziehen würde, wenn dieses nicht die rastlose Welle von Zeit zu Zeit wieder abrisse. Wolfgang Menzel, beweglicher als bewegend, findet sich leichter in Heine zurecht, aber auch schneller mit ihm und seinem Talent ab, als eine genialere Sympathie gestatten würde. Sein letzter Rath an Heine war: Fortsetzung des Salon I. im Genre des Herrn von Schnabelewobski. Heine hat sich, scheint uns, besser berathen, indem er mit seiner in weiten Räumen sich ergehenden stoßvogelartigen Geisteskraft einen Gegenstand er-

packte, den Menzel schon früher einmal in den Krallen hatte, aber wieder fliegen ließ, weil er in Verlegenheit war, was damit anzufangen. Wir sprechen von Menzels Geschichte der Literatur. Dieses Buch, das bekanntlich auch Religion und Philosophie in den Kreis seiner Betrachtungen einschließt, ist das einzige, das in Deutschland mit dem Heine'schen zu vergleichen stände.

Heine selbst rühmte an der Menzel'schen Literatur alles, was nur rühmenswerth war, und dessen giebt es Vieles. Zugleich aber bezeichnete er schon damals die beiden Hauptvermisse, den der Grundidee und den der genetischen Form. Heine drückt sich über beides folgendermaßen aus. Herr Menzel, sagt er, ist mehr ein encyklopädischer Kopf, als ein synthetisch wissenschaftlicher. Die Gegenstände entsteigen daher nicht aus einem innersten Princip. Und vorher bemerkt er: das Menzel'sche Werk erscheint wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe — die

Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser läßt allen ihr Recht widerfahren, als ächter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzubesonderer Vorliebe, und wenn wir etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht.

Diesen Chorus hat Heine anzustimmen versucht. Wir legen das Geständniß ab, keine schrillen Mißlaute mit dem webenden Gesang in unserer Brust vernommen zu haben. Den künftigen Choragen, dessen Stimme reiner, schöner und kräftiger durch die Welt schallen wird, erwarten wir mit desto heißerer Sehnsucht.

Die Behandlung des Geschichtlichen der Religion und Philosophie ist kühn, großartig und durchaus genetisch. Die Zusammenstellung der philosophischen Revolution Deutschlands mit der politischen Revolution Frankreichs ist der Glanzpunct seines welthistorischen Witzes. Daß die deutsche Philosophie mit Hegel ihren Kreis geschlossen und nun bestimmt sey, in das Blut

des deutschen Volks und den Kreislauf der Geschichte überzufließen; diesen Satz führt er mit tiefster Erfassung des deutschen Naturgeistes siegreich aus.

Bedeutsameres und Höheres glauben wir aber diesem Buch nicht nach- oder vielmehr voraufrühmen (dieser Aufsatz wurde nämlich noch vor der Ausgabe des Salons geschrieben) zu können, als indem wir sagen, Heine hat dargethan, daß die Geschichte der abstraktesten Wissenschaft, der Philosophie, ihren Poeten finden kann. Es verlangt uns, von euch zu hören, die ihr Heines poetische Productivität für erloschen erklärt, ob Heine euch auch diesesmal nichts producirt habe.

Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow.

Die vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde waren seit langer Zeit so gut wie verschollen. Diese Schleiermacher'sche Dogmatik der Liebe war den Jüngeren des Geschlechts, denen sie doch vornämlich zu Nutz und Frommen dienen sollte, fast gänzlich unbekannt. Auch war es nur Gunst des Zufalls, daß wir vor einiger Zeit ein Exemplar erhielten; dazu ein recht zierliches, in grüner, freilich etwas verschossener Seide, verwelkte Vergißmeinnicht hin und wieder zwischen den Blättern zerstreut. Zarte Finger mochten sie am Bache gepflückt und hineingelegt haben, zarte Finger diese Blätter umgewandt, schöne Augen sinnend auf ihrem

Inhalt geruht haben, es war vielleicht das Andachtbuch einer Liebe gewesen, die nicht mehr weilte auf dem dunkeln Erdenrund, das Traumbuch und die mystische Apokalypse jungfräulicher Sehnsucht, der lächelnde Zuspruch zu einem noch zagenden Herzen, das freudige Evangelium blühender entknospeter Lippen und zuletzt, worauf die Vergißmeinnicht zu deuten schienen, das Erinnerungsbuch einer Glücklichen, die noch nicht Betschwester geworden — unter allen diesen Beziehungen erschien uns das kleine Buch gleich interessant, heimlich, intim, von poetischem Duft angehaucht, selbst auf das graue Papier fiel ein wundersamer träumerischer Glanz, ein wiederscheinendes Rosenlicht von Küssen, ein Aether von Blicken und Hauchen dämmerte herauf, die engen schwarzen Spaliere der Zeilen wallten auseinander und erweiterten sich zu blühenden Laubgängen, Nachtigallen schlugen herein, wohlbekannte liebende Gestalten schwebten flüsternd und kosend an den Zweigen vorüber, Romeo mit Julie, Abälard mit Heloise,

Petrarka mit Laura, und in der Mitte schritt der göttliche Schleiermacher, mit bekränztem Haar, umringt von Schülern und Schülerinnen, eifernd gegen die Unnatur der Herzen, gegen das heuchlerische Verderbniß der Sitten, gegen die unanständige Prüderie der Weiber, gegen das ganze Misere unserer heutigen Liebe, predigend mit kühnem und keuschem Munde das hohe Evangelium einer Liebe, wie sie selbst ihn beseligte, und wie sie nicht minder den ewigen Gesetzen der Natur als dem Standpunct der fortgerückten und entwickelten Menschheit angemessen erscheint. „Nicht vergeblich," rief er mit unvergleichlicher Ironie den die Liebe verketzernden Pharisäern und Zeloten zu, die draußen ihn anbleckten, „nicht vergeblich seyd ihr ausgerüstet mit jener großen Naturkraft, die keiner andern an Allgegenwart und Unbegreiflichkeit weicht, sich aber ganz besonders in euch verherrlicht, durch euern standhaften Widerwillen gegen alles, was lebt und athmet. Zuerst wie billig vernichtet ihr in euch jede freie Bewe-

gung, um durch euer ganzes Leben und Seyn den heiligen Dienst der ehernen Formeln, zu dem ihr berufen seyd, auszudrücken, und dann stellt ihr euch zum gerechten Verfolgungskriege gegen alles außer euch, was dawider angeht, gleich unparteiisch, es sey Scherz oder Ernst, Witz oder Enthusiasmus, Vernunft oder Leidenschaft, und sprecht über alles euer verdammendes Urtheil. Vorzüglich aber habt ihr in Absicht der Liebe eine Constitution zu vertheidigen, an der Jahrhunderte gearbeitet haben, die die reifeste Frucht ist von dem schönen Bunde der Barbarei und der Verkünstelung, und der schon so viel Leben und Gedeihen geopfert ist, daß es wohl thöricht wäre, nicht auch das wenige Uebrige noch hinzugeben, um sie aufrecht zu erhalten. Auch seyd ihr durch den reichlichen Besitz aller ökonomischen Herrlichkeit, die sie euch sichert, ihre zuverlässigsten und unbestechlichsten Verfechter. Das frevelhafteste Buch will ich euch bezeichnen und die gefährlichsten Anschläge enthüllen. Die Liebe soll auferstehen, ihre

zerstückten Glieder soll ein neues Leben vereinigen, daß sie frei und froh herrsche im Gemüth der Menschen und in ihren Werken und die leeren Schatten vermeinter Tugenden verdränge. Ja wohl, die gefährlichsten Anschläge! denn wenn es offenbar wird, daß dasjenige, was ihr für den Angel der Tugend ausgebt, weit außerhalb alles Sittlichen liegt, wenn dieser Zauber gelöst wird, wer will dann dem neuen Leben wehren, welches sich von hieraus verbreiten kann? So könnte es leicht dahin kommen, und dies sey das Schmerzlichste, woran ich euch erinnern will, daß eure Nachkommen, im Geist nämlich — denn fehlen wird es doch an ihnen niemals — in allem, was sittlich ist, und wenn auch euer Sinn zehnfach auf ihnen ruhen sollte, ganz anderen Formeln zu huldigen genöthigt seyn werden, als diejenigen sind, welche ihr gern für alle Ewigkeit geltend machen möchtet. Diese Zeit wollen wir herbeiführen, thut ihr indessen — dagegen, was euch

recht dünkt, und erlaubt, daß wir uns nicht darum kümmern.“ — Und ein andermal rief er aus: „was soll man von denen halten, die im Zustand des ruhigen Denkens und Handelns zu seyn vorgeben, und doch so unendlich reizbar sind, daß auf den kleinsten entfernten Anstoß von außen, Regungen der Leidenschaft in ihnen entstehen, und um desto schaamhafter zu seyn glauben, je leichter sie überall etwas Verdächtiges finden? Nichts, als daß sie sich in jenem Zustand eigentlich nicht befinden, daß ihre eigene rohe Begierde überall auf der Lauer liegt, und hervorspringt, sobald sich von fern etwas zeigt, was sie sich aneignen kann, und daß sie davon die Schuld gern auf dasjenige schieben möchten, was die höchst unschuldige Veranlassung dazu war. Gewöhnlich muß ihnen die liebe Unschuld zum Vorwande dienen; Jünglinge und Mädchen werden vorgestellt als noch nichts von Liebe wissend aber doch von Sehnsucht, die jeden Augenblick auszubrechen droht, und den kleinsten Anlaß ergreift, um mit verbotenen

Ahnungen zu spielen. Das ist aber nichts. Wahre Jünglinge und Mädchen sind freilich das Ideal dieser Art von Schaamhaftigkeit, aber in ihnen gewinnt sie eine andere Gestalt. Nur was keinen andern Sinn haben kann, als Verlangen und Leidenschaft zu erwecken, muß sie verletzen; aber warum sollten sie nicht die Liebe kennen dürfen, und die Natur, da sie beide überall sehen? warum sollten sie nicht desto unbefangener verstehen und genießen können, was darauf gedeutet, oder davon gesagt wird, je weniger eben die Leidenschaft in ihnen selbst aufgeregt wird? Jene ängstliche und beschränkte Schaamhaftigkeit, die jetzt der Charakter der Gesellschaft ist, hat ihren Grund nur in dem Bewußtseyn einer großen allgemeinen Verkehrtheit und eines tiefen Verderbens." — Und weiterhin, wie leuchtete seine reine Stirn, wie ging seine Stimme allmählig vom leisen ironischen Gelispel in die erhabenen Glockenlaute prophetischer Begeisterung über, als er die Worte sprach: „sie sagen zwar, die Liebe, als Fülle

der Lebenskraft, als Blüthe der Sinnlichkeit, sey bei den Alten etwas Göttliches gewesen, bei uns aber sey sie ein Scandal; ist sie es aber wohl aus einem andern Grunde, als weil wir sie immer dem intellectuellen, mystischen Bestandtheil der Liebe, der das höchste Product der modernen Cultur ist, entgegensetzen? Sollten wir denn grade hier bei diesem Gegensatze stehen bleiben? Ueberall gehen wir ja darauf aus, die Ideen, welche aus der neuen Entwickelung der Menschheit hervorgegangen sind, mit demjenigen zu verkünden, was das Werk der früherern war; dies ist die Fortschreitung, die uns aufgegeben ist, und durch die allein wir überall zu etwas Vollendetem kommen. Soll man nicht verlangen, daß die Menschen sich auch hier machen können sollen, in dieser einfachen Sache? Sie wissen ja doch von Leib und Geist und der Identität beider, und das ist doch das ganze Geheimniß. Ist es aber nicht an der Zeit, daß dieses einmal entsiegelt werde, und daß die Widersprüche, die aus unserer Einsei-

tigkeit entspringt, eben so gut ein Ende nehmen, als die aus Dürftigkeit und Unwürdigkeit, aus dem Einseitigen der Alten? Ja, die Religion der Liebe und ihre Vergötterung war unvollkommen, wie jeder andere Theil der alten Religion und Bildung. Nun aber die wahre himmlische Venus entdeckt ist, sollen nicht die neuen Götter die alten verfolgen, die eben so wahr sind, als sie; sonst müßten wir verderben auf eine andere Art. Vielmehr sollten wir nun erst recht verstehen die Heiligkeit der Natur und der Sinnlichkeit, deshalb sind uns die schönen Denkmäler der Alten erhalten worden, weil es soll wiederhergestellt werden, in einem höheren Sinn als ehedem, wie es der neuen schönen Zeit würdig ist, die alte Lust und Freude und die Vermischung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgesonderte Werk einer eigenen gewaltigen Gottheit, sondern Eins mit dem tiefsten und heiligsten Gefühl und der Verschmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menschheit zu einem mystischen Ganzen. Wer nicht in

das Innere der Gottheit und Menschheit hineinschauen und die Mysterien dieser Religion nicht fassen kann, der ist nicht würdig, ein Bürger der neuen Welt zu seyn. Damit es aber jeder werde, der es werden kann, so laßt es auch Priester und Liturgen dieser Religion geben, so bald und so viele es immer kann und wehret keinem."

Seltsam, gerade in der Zeit, als uns die geheimnißvolle Existenz derselben bekannt wurde, machten wir die persönliche Bekanntschaft ihres künftigen Publicators. Ihr kennt doch Carl Gutzkow? Der geniale Verfasser des Maha-Ghuru, des Nero und der öffentlichen Charaktere, der jetzt in Frankfurt lebt und das Epoche machende Literaturblatt zum Phönix schreibt, dieser drei und zwanzigjährige Carl Gutzkow war vom Geist der Liebe auserlesen, Friedrich Schleiermachers vertraute Briefe wieder einzuführen. Er, der jugendliche Templer, der kühnste Soldat der Freiheit und der anmuthigste Priester der Liebe, den Deutschlands

Boden trägt, hatte bereits nach dem Abscheiden des großen Mannes, seines früheren Lehrers, Worte über denselben veröffentlicht, die in ganz Deutschland ein Echo fanden, obwohl sie dem obscuren Pfaffenthum ein Aergerniß, ja ein Gräuel waren. Schleiermacher, müßt ihr wissen, hatte in Berlin doch so lange den alten protestantischen Dogmenteig geknetet und wiedergeknetet, bis allmählig seine sonst so kühne und freie Behandlung des Religiösen zum ordinären Mechanismus des Christlich-Dogmatischen herabzusinken drohte. Gutzkow aber wollte Schleiermacher ein Ehrendenkmal errichten, und nannte grade dasjenige am wenigsten Schleiermacherisch, was dessen schwarzbemäntelte Amtsbrüder zu berechtigen schien, ihn den ihrigen zu nennen. Darob wurden diese „Glattgescheitelten" zornig und schrien Zeter über Impietät, Grabentweihung und Spoliation theologischer Lorbeeren. Gutzkow lächelte darüber. Sein Schleiermacher, Deutschlands Schleiermacher war nicht der Schleiermacher der Zeloten. Der Verfasser der

Monologen, der Briefe, der Reden über die Religion schien ihm größere Anrechte zu haben auf die Unsterblichkeit seines Namens, als der lutherische Perikopenprediger und Dogmatizist. Was aber das schlimmste war, diese frivole und ketzerische Ansicht hatte er boshafterweise so geistreich durchgeführt, so ganz im Sinn und Styl des Besten, was der starke Schleiermacher je geschrieben, daß es schien, als ob dieser selbst vom Styx zurückgekehrt, ein Todtengericht halte über seine Leiche, aus keiner andern Absicht, als um jenem amtsbrüderlichen Eifer den Mund zu stopfen, der seinen Ruhm unter einem falschen Titel auf die Nachwelt bringen und einen schwarzen Popanz statt der marmornen Bildsäule eines Heros deutscher Geisterfreiheit auf seinem Grabe aufpflanzen wollte. Brauchen wir noch zu sagen, daß wir der Meinung sind, Gutzkow habe Schleiermachers Andenken wahrhaft geehrt? Brauchen wir hinzuzufügen, daß die wahrhaften Verkleinerer und Anschwärzer des großen Mannes unserer Ansicht nach nur auf der Seite

zu suchen sind, wo seine angeblichen Freunde stehen? Ja, es ist unsere vollkommenste Ueberzeugung, daß nur durch Gutzkow Schleiermacher Gerechtigkeit wiederfuhr, und daß eben jener Aufsatz in der allgemeinen Zeitung, ihn vor allen übrigen würdig machte, Herausgeber und Ehrenretter der vertrauten Briefe zu seyn. Das Recht, das er dazu hatte, werden ihm nur diejenigen streitig machen, denen an Unterschleif dieser Briefe gelegen war. Er hat sie dem Dunkel der Vergessenheit, dem Schimpfe ihres heimlichen Verstecks entrissen, und fordert jetzt Gerechtigkeit für sie. Das schönste und geistreichste Kind von Schleiermacher war bisher verstoßen und verläumdet, weil es ein Kind der Liebe war, und nicht einmal seines Vaters Namen trug. Die Frau Muhme Theologie und die ganze geistliche Sippschaft schämte sich seiner, und wurde roth bis über die Ohren, wenn er sich irgendwo in seinen grauen Lumpen blicken ließ, oder ein Schalk die Rede auf ihn brachte. Nun wohlan, Deutschland soll entschei-

den, ob der junge Friedrich Schleiermacher nicht ein unschuldigeres und natürlicheres Roth auf den Wangen hat, als dasjenige ist, womit man ihn verdächtigt. Er ist ja nun wieder da, und zeigt sich öffentlich, Arm in Arm mit Gutzkow, in allem unverändert, nur daß er etwas stolzer sein Haupt trägt, weil er den Namen seines Vaters bekennen darf, dessen geistiger Adel ihm ja ohnehin schon immer von der Stirn leuchtete. Seines entschlummerten Vaters Name, das ist das einzige Erbschaftsstück, das er sich aus der gesammten reichen Nachlassenschaft ausgebeten hat, wer konnte ihm diesen verweigern? laßt den kommen und auftreten vor Deutschland, daß wir ihm heimleuchten.

Tapfrer Gutzkow, Du hast dem Andenken Schleiermachers und der Liebe, die ach! so schlecht und ordinair geworden ist in deutschen Landen, daß sie kaum mehr diesen heiligen zaubervollen Namen verdient, Du hast ihnen beiden einen wackern Ritterdienst geleistet. Daß Deine Vorrede zugleich ein Kreuzzug gegen das

moderne Pfaffenthum werden mußte, lag in der Natur der Sache. Schleiermachers Vorrede, welche die Pfaffen nicht ausdrücklich nennt, bezeichnet sie deutlich genug, ihrem unvertilglichen Wesen nach. Sie sind der Liebe und allen schönen und freien Regungen der Menschennatur von jeher Feind gewesen. Auf die Exsekrationen und Maledictionen ihrer heiligen Wuth bist Du gefaßt. Stände es in ihrer Macht, Dir Wasser und Feuer zu verbieten, sie würden es thun; könnten sie Dich recht warm auf einem Scheiterhaufen betten, sie würden es nicht unterlassen; es fände sich schon ein Kalvin unter ihnen, der Dich aus spezieller Freundschaft der Blasphemie beschuldigte, und ohne Zweifel würde Dir auch jener Stoßseufzer am Schlusse deiner Vorrede vor dem alten Genfer Ketzergericht Servets Schicksal zugezogen haben. Sie enthält freilich nichts weiter als die Wahrheit — die alte leidige nämlich, daß der Himmel die Erde verdorben hat, und spricht mit kühneren Worten nur das aus, was Meyern in Dia-Na-Sore

sagt: Die Menschen sind nicht bestimmt, fromm zu seyn, sondern gut — aber bei dieser Wahrheit, wo blieben da die Zehnten, und die Pfründen, und der Beichtschilling und die ganze Clerisei? Also ist sie dennoch blasphemistisch, und Du magst Dir ausmalen, liebster Gutzkow, wie Du zur Strafe mitten in den Flammen liegst — wenn auch nicht in so hölzernen.

Gutzkows Pflicht als Herausgeber der Briefe war vor allen Dingen, den Gesichtspunct zu bezeichnen, aus welchem ihr Verhältniß zur früheren Zeit und namentlich zu Friedrich Schlegels Lucinde betrachtet werden muß. Auf meisterhafte Weise hat er dieser Pflicht Genüge gethan. Wenn je die historischen Fäden geistiger Beziehungen unverwirrt und unzerrissen im klarsten Licht aufgewiesen worden, so theilt Gutzkow diesen Ruhm; wie denn überhaupt die anatomische Feinheit seiner Hand ihres Gleichen sucht. Durchaus scharf und richtig ist die Charakteristik der Lucinde. Schleiermachers illimitirte Bewunderung dieses glänzenden Kunstme-

teors der Liebe, wurde die einzige Schwachheit seiner vertrauten Briefe. Diese allein war ihm später auch fatal an ihnen. Wie verzeihlich aber war sein Irrthum! Er glaubte an die Kraft und Zauberei der Liebe, die aus dem zierlichen Malerstock des Julius gelegentlich eine Herkuleskeule zaubern könnte; er ergänzte an Julius den Cäsar, und sah Thaten im Hintergrunde seines Verhältnisses mit der Lucinde, wo nur Entnervung und Abspannung nach dem Raffinement der Wollust, **le mal de Rom**, die Dyssenterie des Katholizismus folgen konnten. Doch hätten wir an Gutzkows Stelle noch ausdrücklich bemerkt und hervorgehoben, daß nicht der Schlegel'sche Roman, sondern dessen Gegenstand, die Liebe, das eigentliche Thema der Schleiermacher'schen Briefe bilde. Auch ist es ja eine unschädliche Illusion, sich die Lucinde so vollkommen und schön zu denken, wie Schleiermacher sie sich gedacht hat, mag man nun die Lucinde kennen oder nicht.

Geliebte, ist es nicht ein süßer Gedanke,

daß für die Liebe nichts verloren geht? Abälards scholastische Werke vermodern im Staube der Sarbonne, aber die Briefe Abälards an Heloise sind unsterblich und erneuern in jedem Frühlinge ihre Klage, wie die Nachtigallen.

